

Das Ostpreußenblatt



Preußische Allgemeine Zeitung



Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland

Jahrgang 54 – Folge 14

Erscheint wöchentlich
Postvertriebsstück. Gebühr bezahlt

5. April 2003

Landmannschaft Ostpreußen e.V.
Parkallee 84/86, 20144 Hamburg

C 5524

DIESE WOCHE:

Politik

SADDAMS PHANTOMARMEE

Das mächtigste Land hat im Irak-Krieg nicht nur den größten Teil der veröffentlichten Weltmeinung gegen sich, sondern auch eine Armee von Selbstmördern. 4.000 sollen es sein, sagt Bagdad, und täglich würden es mehr. Woraus sich diese Armee rekrutiert und welche Gefahr derart fanatisierte Kämpfer nicht nur für die USA darstellen, lesen Sie auf Seite 2

Kultur

GROSSE KÜNSTLERIN

Zu Lebzeiten gehörte sie zu den bekanntesten Künstlerinnen Deutschlands, ihre Illustrationen und Graphiken begeisterten Jung und Alt. Mancher verglich ihr Werk auch mit dem der Käthe Kollwitz. Heute ist es still geworden um die 1968 verstorbene Gertrud Lerbs-Berneckner. Ein neues Buch will ihr Leben wieder in Erinnerung rufen. Mehr auf Seite 12

Geschichte

DER FALL VON TILSIT

Bisher gab es über den Verlust der Memel-Stadt an die Rote Armee nur russische Darstellungen, in denen der „Sturm auf Tilsit“ als heroisches Ereignis gefeiert wird. Zwei Augenzeugen, die als junge Soldaten zur Verteidigung der Memel-Stadt eingesetzt waren und als letzte Nachhut die Stadt verließen, schildern in einem Interview mit Hans Dzieran, wie es wirklich war. Seite 13

Ostpreußen heute

KÖNIGSBERGS ZUKUNFT

Im nördlichen Ostpreußen und den anderen Teilen der Russischen Föderation wurde eine Meinungsumfrage durchgeführt, bei der unter anderem herauskam, daß die Russen in den „Schwierigkeiten bei der Bestimmung des Status“ der Exklave das größte Problem in den Beziehungen zwischen ihrem Land und Deutschland sehen. Was die Russen sonst noch gefragt wurden und wie sie antworteten, lesen Sie auf Seite 14



Von Ideologen mißbraucht: Demonstrierende Schüler in Berlin Foto: dpa

DIE MISSBRAUCHTE FRIEDENSLIEBE

Wie kommunistische Kader Schüler-Demos steuern

Es ist der 20. März 2003, 3:45 Uhr MEZ. Der Krieg der anglo-amerikanischen Koalition gegen die Diktatur im Irak hat begonnen. Seit diesem Zeitpunkt sind auch die Friedensaktivisten auf „Kriegspfad“ – sie führen einen Propaganda-Krieg. Anders läßt sich das, was im Internet, auf Transparenten und Flugblättern, per Handy und SMS auf die vornehmlich jungen Adressaten einprasselt, nicht mehr nennen. „Stoppt den Kriegstreiber Bush“ und „Kein Blut für Öl“, so lauten die gängigen Parolen.

Diejenigen, die das gutgemeinte Engagement für den Frieden von Schülern, kaum älter als 13 Jahre, ausnützen, stützen sich auf dieselben Ideologien, mit denen jahrzehntelang die Menschen in Mitteleuropa geknechtet wurden. Die Demonstrationen und „Streiks“ der Schüler werden weitgehend von einem

internationalen Netzwerk sozialistischer und bolschewistischer Aktivistinnen und Gruppen organisiert.

So finden sich unter der Internetadresse www.jugend-gegen-den-krieg.org sogenannte Links zu „attac“, einer sozialistisch angehauchten Gruppe, die überall zu finden ist, wo es darum geht, Massen für sozialistisches Gedankengut zu mobilisieren. Per Mausclick findet der am Frieden Interessierte dort bolchevik.org, wildcat.de oder sozialismus-info.de. Sie alle propagieren unter dem Deckmäntelchen von Frieden und Antimperialismus ihren Traum von der sozialistischen Revolution, hetzen gegen das Engagement der USA und Europäer in Palästina, werben für die PDS und melden jeden Krawall als Erfolg. Doch wie gelingt es diesen Organi-

Fortsetzung auf Seite 2

Hans-Jürgen MAHLITZ:

OSTPREUSSEN UNTER PREUSSENS DACH

Vor zwei Jahren, zum 300. Geburtstag des Königreichs Preußen, erlebten wir Erstaunliches: Nach Jahrzehnten der plumpen Verunglimpfung – Stichworte: Militarismus, Kadavergehorsam – erschien der Staat des Alten Fritz und des großen Bismarck endlich wieder in positivem Licht. Preußen stand auf einmal für Rechtsstaatlichkeit, für geistige Toleranz, für Anstand, Ehrlichkeit, Fleiß und Verantwortungsbewußtsein – eben für die legendären preußischen Tugenden. Daß die Sieger des Zweiten Weltkriegs und in ihrem Gefolge die umerzogenen Deutschen diese strahlende Seite Preußens so lange nicht hatten wahrhaben wollen, resultierte teils aus Geschichtsklitterung, teils aus bössartiger Siegermentalität, teils aber auch daraus, daß Preußen selbst in späteren Phasen seiner Geschichte das eigene Bild verdüstert hatte.

Immerhin – Preußen (die Idee Preußen!) war mit hoffnungsvollen Perspektiven ins 21. Jahrhundert gestartet. Zwar ist es nach der Euphorie des Jubiläumsjahres wieder etwas stiller geworden, zumindest aber gab es bislang keinen Rückfall in die alte, ideologische Verdammung.

Es waren auch solche Überlegungen, die Herausgeber und Redaktion geleitet haben, als es darum ging, diese Zeitung zukunftsfest zu machen. Daß dringender Handlungsbedarf bestand, hat der Sprecher der Landmannschaft Ostpreußen vor einer Woche an dieser Stel-

le hinreichend deutlich gemacht; es gab nur die Alternative, in Ehren (also unter dem alten, ehrenwerten Titel) unterzugehen oder ein neues Dach zu errichten, unter dem alles, was sich mit dem Begriff „Heimat Ostpreußen“ verbindet, weiterleben kann.

Damit war die Richtung vorgegeben: Ostpreußen war das Kernland Preußens, in seiner Hauptstadt Königsberg hatte sich Preußens erster König die Krone aufgesetzt, wer Preußen sagt, meint immer auch Ostpreußen. Daher führt diese Zeitung seit fast zwei Jahren den Untertitel *Preußische Allgemeine Zeitung*, daher wird sie in zwei Wochen diesen Namen als Haupttitel führen.

Was ändert sich für die langjährigen Abonnenten, denen wir an dieser Stelle für ihre Treue danken? Wird ihnen – sozusagen in Raten – ihr geliebtes *Ostpreußenblatt* weggenommen, und damit ein Stück Heimat? Nein, im Gegenteil: Sie bekommen noch etwas hinzu. Wenn Sie diese Folge durchblättern, werden Sie feststellen, daß die Rubriken „Ostpreußen heute“ und „Ostpreußische Familie“ um eine volle Seite erweitert wurden. Ferner arbeiten wir intensiv daran, die Berichterstattung aus der Heimat und aus den LO-Gliederungen qualitativ weiter zu verbessern. Genauso wichtig aber ist folgender Aspekt: Nur unter dem Dach der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* kann Ostpreußen überleben, mit seiner großen, jahrhundertealten Geschichte, mit seiner bitteren Gegenwart und mit einer hoffentlich irgendwann wieder besseren Zukunft. Alles andere wäre gleichbedeutend mit dem Todesurteil für alle Ideale, denen die LO verpflichtet ist.

SPERR-STUNDE IN KIEL

Wie man in Schleswig-Holstein mit dem Geld der Steuerzahler umgeht

Wenn einer Gemeinde, einem Land oder gar dem Bund das Wasser finanziell bis zum Halse steht, dann gibt es nur eine Rettung: die Haushaltssperre. Nun dürfen die öffentlichen Kassen nur noch das ausgeben, wozu sie gesetzlich unbedingt verpflichtet sind.

Das schleswig-holsteinische Finanzministerium verkündete am Dienstag, 25. März 2003, am frühen Vormittag eine Haushaltssperre. Und sie erschien dringend notwendig. Nach dem Haushalt für dieses Jahr wird sich der Schuldenberg auf mindestens 18 Milliarden Euro aufgetürmt haben. Das zunächst von der Landesregierung optimistisch verkündete Ziel, bis 2008 die Neuverschuldung auf

Null zu setzen, ist längst den Bach herunter.

Aber der Rettungsanker „Haushaltssperre“ hielt nur eine Stunde. Dann holte ihn das Ministerium wieder ein. Was war geschehen?

Am selben Tag hatten sich die Regierungspartei SPD und die größte Oppositionspartei CDU geeinigt, die Diäten der Landtagsabgeordneten ab 1. Juni 2003 kräftig zu erhöhen. Offiziell lief die Selbstbereicherung unter der Überschrift „Diätenreform“, mit der Begründung, das Bundesverfassungsgericht habe moniert, daß weit mehr als die Hälfte der Abgeordneten neben ihren Grunddiäten teilweise saftige Aufschläge für allerlei Nebenämter ein-

streichen konnte. Diese Zuschläge seien zu reduzieren, wobei eine angemessene allgemeine Erhöhung nicht zu beanstanden sei. Gleichzeitig aber hatte das höchste Gericht verlangt, daß die Abgeordneten ihre Altersversorgung selbst zu finanzieren hätten, was bislang zu Lasten der Steuerzahler geschah.

Den ersten für die Abgeordneten erfreulichen Schritt nun wollen die beiden Volksparteien so schnell wie möglich umsetzen, indem sie beschlossen, daß ab 1. Juni dieses Jahres alle Mitglieder des Kieler Landtags statt bisher 3.926 Euro satte 5.700 Euro erhalten sollen, wobei viele der bisher gezahlten Zuschläge fortfallen. Daneben gibt es noch eine Aufwandspauschale von 818 Eu-

ro und die Erstattung der Fahrtkosten. Die für die Abgeordneten schmerzhafteste, weil selbst zu finanzierende Altersversorgung hingegen soll auf 2005 verschoben werden, so daß es die jetzigen Abgeordneten nicht mehr trifft.

Auf der einen Seite eine saftige Erhöhung der Abgeordneteneinkommen – auf der anderen eine Haushaltssperre, die die Bürger trifft? Das Kieler Kabinett begriff schnell, welcher Sprengstoff sich anhäufen würde, und veranlaßte das Finanzministerium, die Sperre wieder aufzuheben. Sie dauerte eine Stunde und soll nun in etwa 14 Tagen erneut verkündet werden, wenn der Bürger die Diätenerhöhung vergessen hat. Johnny Düsternbrook



Wir erfüllen alle Ihre Literatur-, Musik- & Filmwünsche.

Preußischer Mediendienst

Parkallee 86
20144 Hamburg
Telefon: 040 / 41 40 08 27
Telefax: 040 / 41 40 08 58

EINE ARMEE VON »TODGEWEIHTEN«

Die fanatisierten Kämpfer Saddams können den Flächenbrand entfachen / Von Jürgen LIMINSKI

Es ist ein ungleicher Krieg. Auf den ersten Blick – jedenfalls vieler Medienleute – hat Saddam Hussein keine Chance. Die technologische und militärische Überlegenheit der Amerikaner ist erdrückend. Und hinter ihnen steht die größte Wirtschaftsmaschinerie der Welt, Nachschub an Material und Soldaten ist nur eine Frage der Logistik.

Aber das mächtigste Land der Welt hat nicht nur den größten Teil der veröffentlichten Weltmeinung gegen sich – angesichts der anglo-amerikanischen Dominanz in der Medienwelt ein bemerkenswertes Phänomen –, sondern auch eine Phantomarmee, die sich an keine Regeln hält. Es ist die Armee der Selbstmörder. Viertausend sollen es sein, sagt Bagdad, und täglich würden es mehr. Es ist eine Armee von Todgeweihten. Sie scheuen den Tod nicht, sie suchen ihn, denn er verspricht eine bessere Welt, das Paradies. Sie kennen weder die Genfer Konvention noch die von Den Haag, sie kennen nur ihr persönliches Gesetz Allahs. Nach diesem Gesetz verfahren sie, und das ist einfach: Tod den ungläubigen Invasoren.

Damit ist der Krieg am Golf in eine neue Phase getreten. Zu den herkömmlichen militärischen Mitteln ist nun das irrationale Moment der

Selbstmordkommandos getreten. Damit war zu rechnen. In den letzten Jahren haben die Strategen Saddams die Selbstmordtaktik in Palästina, Afghanistan und Tschetschenien studiert. Sie haben Kontakte gepflegt mit Hamas und anderen palästinensischen Terror-Organisationen. Saddams Formel lautet „Dschihad gegen High-Tech“. Und darauf ist die große Armee aus Amerika offenbar nicht vorbereitet. Gar nicht auszudenken, wie ein Straßenkampf regulärer Truppen gegen diese Phantom-Krieger Allahs im Dienste Saddams aussieht. Die blutigen Attentate in Israel vermitteln da nur einen blassen Eindruck.

Die wirkliche Sprengkraft dieser Armee der Todgeweihten aber explodiert nicht nur in den Straßen von Basra oder Bagdad. Das tödliche Selbstopfer entfaltet seine Wirkung im ganzen islamischen Raum. Es senkt die psychologischen Hemmschwellen auf den Straßen in Kairo, Amman oder Islamabad. Hier von „Verzweiflungstaten“ zu sprechen, wie es ein amerikanischer General jetzt tat, offenbart eine gewisse Naivität und Überheblichkeit, die tödlich sein kann. Denn je länger dieser Krieg dauert, umso lauter werden die Proteste in den arabischen Ländern. In den Ruf nach einem neuen „Heiligen Krieg“ stimmen jetzt selbst als gemäßigt eingestufte Geistliche ein. Die These von einem Flächenbrand, vor dem der deutsche Außenminister Fischer mit zerfurchtem Gesicht warnte, scheint sich auf den ersten Blick zu bewahrheiten. Aber die Bilder, die uns vor allem das Fernsehen ins Wohnzimmer liefert, sind mehrdeutig, und sie verbergen die wahren Maßverhältnisse des Politischen im Vorderen Orient.

Drei Aspekte gilt es zu beachten. Zum ersten: Die Machtstrukturen in der arabischen Welt sind stark personalisiert. Es gibt – von Israel abgesehen – keine Demokratie in diesem

Raum. Die Potentaten werden, sobald sie sich bedroht fühlen, unbarmherzig zuschlagen lassen. Man weiß, daß die Straße zum verschlingenden Moloch wird, wenn die Massen öffentlich dem religiösen Fanatismus verfallen. Dann geht es für die Machthaber um den eigenen Kopf. Solange es sich aber um kontrollierbare Mengen handelt, üben sie nur die Funktion eines Ventils aus. Es wird Dampf abgelassen. Das berührt die Machtfrage nicht. Sol-

DIE LENKUNGSINSTRUMENTE DER MASSES SIND HÖRFUNK UND FERNSEHEN

che Demonstrationen wird es, so lange der Krieg dauert, immer wieder geben. Vor allem in großen Stadien, in denen alles überschaubar bleibt.

Zum zweiten: Das Lenkungsinstrument für die Massen ist in Diktaturen der Rundfunk in Ton und Bild. Hier ist in der Tat ein Unterschied zum Golfkrieg vor zwölf Jahren festzuhalten. Damals gab es *Al Dschasira* noch nicht. Aber hier gilt der Grundsatz: In dubio pro rege – im Zweifel für den König, also bei Gefahr niederknuppeln. Man wird dem Sender nicht erlauben, die Fesseln des Volkes zu lösen. Das allerdings ist nur dem Emir von Qatar möglich, wo der Sender seine Zentrale hat. Der Druck auf den Emir wird wachsen, wenn die Straße sich zu sehr füllt.

Zum dritten: Es mag den Potentaten gelingen, im Moment und für einige Jahre noch die Massen zu kontrollieren. Aber der religiöse Fundamentalismus hat Zeit. Er wird getragen von der Demographie. Im Iran ist fast die Hälfte der 65 Millionen Einwohner jünger als 15 Jahre, in der Türkei hat sich die Zahl der

Menschen seit 1950 von gut zwanzig Millionen auf über 65 Millionen mehr als verdreifacht (in zwanzig Jahren rechnet man mit hundert Millionen, weshalb ein EU-Mitglied Türkei die machtpolitische Gewichtung in der Union verlagern würde). In Ägypten zählt man heute fast siebzig Millionen, auch hier hat sich die Bevölkerung im letzten halben Jahrhundert glatt vervierfacht. In Algerien leben heute mehr als 32 Millionen, zu Beginn der Unabhängigkeit 1962 waren es gerade mal zehn, auch im Irak leben heute mit 22 Millionen trotz der Kriege des Saddam Hussein mehr als doppelt so viele Menschen wie zu Beginn dieser Diktatur. Gleiches läßt sich sagen von Marokko, Jordanien, den Palästinensern, den Afghanen oder Pakistanis – die Völker und Stämme im islamischen Krisenbogen vermehren sich schneller, als Mittel für eine hinreichend profunde, das Denken und Handeln bestimmende Bildung bereitgestellt werden können. Gegen Fanatismus hilft nur Bildung. Aber nur wenige Machthaber geben Geld für die Aufklärung aus. Das macht die Massen so anfällig für einfache Parolen vom Heiligen Krieg.

Fazit: Die politischen Strukturen müssen geändert werden, solange es noch geht. Irgendwann läßt sich die Masse nicht mehr einhegen, irgendwann wird sie kritisch und schlägt um in Gewalt, übrigens nicht nur in Nah- und Mittelost. Die Idee Washingtons, Demokratie in diesen Raum zu tragen, mag utopisch oder naiv anmuten. Sie entbehrt nicht eines realen Hintergrunds. Denn wenn nichts getan wird, sind die Leute auf den Straßen heute in der Tat Vorboten für andere Zeiten. Iran und Algerien haben gezeigt wofür. Die Europäer, die jetzt so wohlfeil und manchmal sogar mit Häme auf den Amerikanern herumhacken, sollten mit ihrem so oft gepriesenen historischen Bewußtsein diese Perspektiven sehen und bedenken. Es geht auch um ihre Zukunft. ■

Bitte beachten Sie die Beilage des Archiv-Verlags

Das Ostpreußenblatt

Preußische Allgemeine Zeitung

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(Verantwortlich f. d. redaktionellen Teil)

Politik, Panorama: Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Frauenseite:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Literatur:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatkreise, Aktuelles, Landsmannschaftliche Arbeit:** Florian Möbius; **Leserbriefe:** Rebecca Bellano; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede; **Ostliches Mitteleuropa:** Martin Schmidt.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Pierre Campguilhem (Paris), Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Generalmajor a. D. Gerd H. Komossa, Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2003 Bezugspreis Inland 7,55 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer. Ausland 9,50 € monatlich, Luftpost 13,20 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: Landesbank Hamburg, BLZ 200 500 00, Konto-Nr. 192 344, Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen). – Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 24. Druck: Rautenberg Druck GmbH, 26787 Leer (Ostfriesland). – ISSN 0947-9597.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
<http://www.ostpreussenblatt.de>

E-Mail:
redaktion@ostpreussenblatt.de
anzeigen@ostpreussenblatt.de
vertrieb@ostpreussenblatt.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
<http://www.LM-Ostpreussen.de>
Bundesgeschäftsstelle:
info@LM-Ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@LM-Ostpreussen.de

DIE MISSBRAUCHTE FRIEDENSLIEBE ...

Fortsetzung von Seite 1

sationen, zum Beispiel in Hamburg am letzten Wochenende oder in Berlin, 20.000 bis 50.000 Schüler an einem Vormittag zum Schuleschwänzen, zum Demonstrieren und allzuoft auch zum Randalieren zu bringen? Wie organisiert man es, daß diese aufgehetzten jungen Menschen sich massenhaft mit Transparenten bewaffnen und sich das Peace-Zeichen, den verdrehten germanischen Lebensbaum, ins Gesicht malen?

Wie seinerzeit das minitel (vergleichbar dem deutschen BTX-System) bei den Studentenunruhen in Paris in den 70er und 80er Jahren fungieren heute Internet und Handy. Schnell werden von den Zentralen, zum Beispiel dem Büro der „Sozialistischen Alternative Voran (SAV)“, SMS an „organisierte“ Jugendliche geschickt, die Zeitpunkt und Ort der Demo enthalten. Diese schicken die Infos weiter, in die Schulen, in den Unterricht und in die Hörsäle. „Demo: T-punkt Rathausmarkt. 11 Uhr.“ Es entsteht ein Lauffeuer von Klasse zu Klasse, von Schule zu Schule, von Stadt zu Stadt: „Am Montag ist Demo-Tag.“ Und die sozialistischen Gruppen mit ihren Kadern geben dann die „Parolen“ vor und hetzen gegen die „Bullen“, die „Kapitalisten“ und den „Massenmörder Bush“.

Auch werden Polizisten in Zivil geoutet: „V-Mann mit gelber Jacke und Bart.“ Seltsame Klingeltöne ter-

rorisieren unliebsame Adressaten, manchmal wird einem sogar eine Störung (Rülpser, Schimpfworte) in die Leitung gehackt und so die eigene Kommunikation blockiert. Hier haben Verfassungsschutz und Bundesnachrichtendienst eine Menge Arbeit. Sie müssen nicht nur die Informationskanäle recherchieren und überwachen, sondern auch die technischen Möglichkeiten dieser „sozialistischen Friedensnetze“ ausloten. Denn bei den Demonstrationen sind immer bestellte Rädelführer und Randalierer anwesend, die Schüler in die Szene der Gewalttätigen ziehen sollen.

Hamburg ist eine Organisationszentrale der bundesweiten Schülerproteste und Montags-Demonstrationen. Der Demo-Organisator „Jugend gegen den Krieg“ wird von der „Sozialistischen Alternative Voran“ gesteuert (SAV). Das bestätigte auch Lucy Redler (23), die Sprecherin der Aktion „Jugend gegen den Krieg“. Sie ist gleichzeitig Funktionärin der SAV, nach eigenem Statut eine „revolutionäre sozialistische Partei, die in der Tradition von Marx steht“. Redler hatte zuletzt für diese Partei bei den Bundestagswahlen kandidiert. „Wir beobachten die SAV“, sagt der Hamburger Verfassungsschützer Manfred Murck (53). Die trotzkistische Vereinigung sei dafür bekannt, sich in andere Organisationen einzunisten und sie zu unterwandern.

Bei den Demonstrationen in Hamburg, die mit Schlagstockeinsatz und Wasserwerfern beendet werden

mußten, waren unter den 29 Festgenommenen die eine Hälfte polizeibekannte Gewalttäter und die andere minderjährige Schüler. Doch das schreckt nicht ab. Viele der jungen Leute kommen, weil ihnen Aktion lieber als Unterricht ist, vor allem, wenn man sich auf der moralisch guten Seite wähnt. Daß dies so sei, wird durch die Unterstützung verschiedenster gesellschaftlicher Gruppen, der Kirchen, pazifistischer Einzelpersönlichkeiten, auch der Grünen nahegelegt. Sie rufen im Chor mit den Kommunisten zu Streik und Boykott auf. Das Ziel der bolschewistischen und trotzkistischen Organisationen ist offenkundig: Die gute Absicht der jungen Menschen, für Frieden und Verständigung einzutreten, wird unterlegt mit der sozialistischen Ideologie.

Sie werden zu Informationsabenden und Aktionen der „Kommunistischen Plattform“ der PDS, der „Sozialistischen Alternative Voran“ (SAV) oder der Aktion „Wir-gegen-den-Krieg“ eingeladen und so für die Idee der sozialistischen Revolution aktiviert. Nicht zuletzt gelangen sie so in die Kreise der PDS und der Antifa.

Für einen demokratischen Weg ohne Gewaltanwendung bedarf es angesichts solch geschickter Propaganda und Aktivierung von links vieler Aufklärungsarbeit und diplomatischen Zugehens auf die jungen Leute. Frieden ist keine Sache der Linken. Frieden ist gesellschaftlicher Auftrag – vor allem, wenn es um den inneren Frieden geht. **Karl P. Gerigk**

INFORMATIONSGESPRÄCH FÜR KÜNFTIGE KÖNIGSBERG-INVESTOREN

Die Landsmannschaft Ostpreußen hat seit einigen Monaten eine Koordinierungsfunktion für viele deutsche Initiativen im Königsberger Gebiet übernommen. Eine besondere Bedeutung haben dabei die wirtschaftsfördernden und konkreten Investitionsprojekte. Über die Probleme verschiedener Investoren mit den russischen Verhältnissen berichtet *Das Ostpreußenblatt / Preußische Allgemeine Zeitung* regelmäßig.

Der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen teilt in diesem Zusammenhang mit, daß er Ende Mai/Anfang Juni 2003 in der Bundesgeschäftsstelle in Hamburg ein Informationsgespräch für Bundesbürger anbieten wird, die eventuell im Königsberger Gebiet wirtschaftlich tätig werden wollen. Angesprochen sind dabei potentielle Investoren für Handel, Handwerk und Landwirtschaft.

Ein fachkompetenter Mitarbeiter der russischen Gebietsverwaltung wird im Rahmen des Informationsgesprächs Fragen beantworten und Anregungen geben. Interessenten für dieses Angebot zur Teilnahme an dem Info-Gespräch melden sich bitte schriftlich bei:

Landsmannschaft Ostpreußen e.V.
Bernhard Knapstein
Parkallee 84/86
20144 Hamburg
Fax: 0 40-41 40 08-48

Aus Gründen der Gesprächseffizienz wird empfohlen, die individuellen Investitionsvorstellungen mit einzusenden.

Die endgültige Einladung zu dem dann konkret terminierten Info-Gespräch erfolgt Anfang Mai.

Wilhelm v. Gottberg
Sprecher der
Landsmannschaft Ostpreußen



DEUTSCHLANDTREFFEN Kostenlose Broschüre

Bei der Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen kann die Rede des Sprechers, Wilhelm v. Gottberg, auf der Hauptkundgebung des Deutschlandtreffens 2002 in Leipzig (inklusive Auszug aus der Ansprache des bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Edmund Stoiber) in Form einer Broschüre kostenfrei angefordert werden. Einfach einen frankierten und rückadressierten DIN-A5-Umschlag senden an:

Landsmannschaft Ostpreußen
z. H. Herrn Schultz
„Broschüre DT 2002“
Parkallee 84/86
20144 Hamburg

www.ostpreussenblatt.de
Benutzername/User-ID: **ob**
Kennwort/PIN: **9682**

DER »BLITZKRIEG« IST GESCHEITERT

Die US-Militärs müssen ihre Strategie im Kampf um Bagdad ändern / Von Jan HEITMANN

Der alliierte Vormarsch am Golf ist vorerst zum Stillstand gekommen. Obwohl die Angreifer über das größte und modernste Waffenarsenal der Kriegsgeschichte verfügen, stehen sie noch weit vor Bagdad und liegen vor den Toren der strategisch wichtigen Stadt Basra in der Wüste fest. Sie sind vom schnellen Bewegungskrieg in den Stellungskrieg übergegangen. Die Verteidiger dagegen haben sich mit Masse aus dem offenen Gelände in die Städte zurückgezogen, wo sie sich zur Verteidigung einrichten.

Dabei sollte es nach den Plänen der US-Strategen diesmal sogar noch schneller gehen als 1991. Ein starker Kräfteansatz, Schnelligkeit und Präzision sollten die Merkmale des Feldzuges sein. Der Hauptangriff sollte von Kuwait aus in Richtung des Euphrat geführt werden. Unter britischem Kommando sollten dann Kräfte nach Osten schwenken und die Stadt Basra besetzen. Gleichzeitig sollten die Luftstreitkräfte schwerste, aber präzise Angriffe gegen militärische Anlagen, Luftverteidigungsstellungen und Saddam Husseins Paläste in Bagdad fliegen. Spezialkräfte sollten die Ölquellen, Fabriken und andere vitale Einrichtungen besetzen, um deren Zerstö-

ES SOLLTE DIEMAL NOCH SCHNELLER GEHEN ALS IM BLITZKRIEG VON 1991

zung zuvorzukommen. Außerdem sollten sie durch schnellen Zugriff verhindern, daß die Iraker wieder Raketen auf Israel abfeuern. Ein Blitzkrieg, der angesichts der alliierten Überlegenheit den Erfolg garantieren mußte.

Jetzt offenbaren sich die Schwächen dieses kühnen Kriegsplans. Denn bisher wurde kaum eines der strategischen Ziele erreicht. Der Kräfteansatz der Alliierten war zu gering, die Invasionstruppen sind zu weit verteilt, ungeschützt und nicht ausreichend mit Nachschub versorgt. Die Heranführung von Reservisten und Nachschubgütern aber kann Wochen dauern. Die Kritik an US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld wird lauter. Denn er hatte sich in der Planungsphase gegen seine militärischen Berater sowie gegen den ehemaligen Generalstabschef und heutigen Außenminister Colin Powell durchgesetzt und den überwältigenden Einsatz von Menschen und Material verhindert. Statt dessen setzte er auf „shock and awe“ - Schock und Einschüchterung. Doch er setzte dieses strategische Prinzip, mit minimaler Gewalt minimalen, aber gezielten Schaden anzurichten, nicht konsequent um.

Eine große Schwachstelle der Angriffsplanung war vor allem, daß die Türkei als Ausgangsstellung für einen Angriff von Norden und damit für einen Zweifrontenkrieg gegen Saddam Hussein nicht zur Verfügung stand. Um diesen Nachteil auszugleichen, haben die US-Amerikaner nach einer Woche damit begonnen, mit einer Luftlandbrigade im kurdischen Autonomiegebiet eine eher behelfsmäßige Nordfront aufzubauen.

Die Wucht des alliierten Angriffs läßt die irakische Front zwar überall wanken, aber nicht einstürzen. Es



US-Infantristen: Der amerikanische Vorstoß auf Bagdad ist ins Stocken geraten, und die US-Armee stellt sich um, von einem Bewegungskrieg auf einen Stellungskrieg. Hierzu müssen die Soldaten ihre Unterstände im Wüstensand befestigen, was in Sturm und Gefecht tödlich sein kann. Foto: dpa

sind die Durchhaltefähigkeit der irakischen Soldaten, die Entschlossenheit ihrer militärischen Führer und der Fanatismus der Republikanischen Garden, die den Angreifern einen Strich durch die Rechnung machen, obwohl Saddam Hussein den alliierten Streitkräften eigentlich kaum etwas entgegenzusetzen hat. Seine Truppen sind weit unterlegen, schlecht ausgebildet und unzureichend ausgerüstet. Lediglich seine Eliteverbände gelten als schlagkräftig. Sie sind auch als besonders fanatisch und grausam bekannt und ihrem Herren treu ergeben, zu jedem Opfer bereit. Mit mehreren tausend Mann ziehen sie ein engmaschiges Schutznetz um Saddam Hussein und seine Hauptstadt.

Auch die irakische Zivilbevölkerung verhält sich nicht wie erwartet. Denn anders als von den alliierten Strategen erhofft, werden ihre Truppen von der irakischen Bevölkerung nicht als Befreier willkommen geheißen. Die meisten Iraker sehen in ihnen christlich-imperialistische Eroberer. Sie sind zwar gegen Saddam Hussein, deshalb aber nicht automatisch für die Alliierten. Hier kommt das alte arabische Stammesdenken zum Vorschein, das in Zeiten der äußeren Bedrohung zum Zusammenhalt verpflichtet. So wird Saddam Hussein sogar in den Augen vieler seiner innenpolitischen Gegner zu einem arabischen Märtyrer.

Dabei hat die Bevölkerung unter der Diktatur und ihren Folgen schwer zu leiden. Das gegen den Irak bisher verhängte Embargo ist das umfassendste und tiefgreifendste Sanktionsregime in der Geschichte. Die Folgen dieses „Programms Öl für Nahrung“ hatte in erster Linie die Bevölkerung zu tragen, mit der beide Seiten ein zynisches Spiel trieben. Der Irak ist wirtschaftlich zerstört, sozial zerrissen und vollständig verarmt. Die Bevölkerung lebt in Verhältnissen, die an das vorindustrielle Zeitalter erinnern. Saddam Hussein selbst dagegen gehört zu den reichsten Männern der Welt. Ungeachtet des Elends in seinem Land lebte er bisher wie ein Sonnenkönig. Die Loyalität der herrschenden Klasse erkaufte er sich durch unermeßlichen

Luxus. Die Privilegierten haben Zugang zu allen Wirtschaftsgütern der westlichen Welt, während die Menschen hungern. Deshalb ist das Embargo auf Dauer keine Lösung. Die kann nur in der Beseitigung des Tyrannen liegen.

Das hatte längst auch das US-amerikanische Parlament erkannt, das die Regierung durch ein Gesetz, den Iraq-Liberation-Act, im Jahre 1998 ausdrücklich beauftragte, das Regime Saddam Husseins gewaltlos zu beseitigen. Außenpolitische Rückendeckung erhielten Parlament und Regierung durch die Vereinten Nationen, die dem irakischen Diktator eine geradezu zwanghafte Sucht nach Massenvernichtungs-

NUR DIE BESEITIGUNG DES TYRANNEN BRINGT DEM IRAK LÄNGERFRISTIG FRIEDEN

waffen zur Herrschaftssicherung bescheinigten. Der reagierte darauf mit dem Hinauswurf der UN-Inspektoren aus seinem Land. Trotzdem gab es in den Reihen der US-amerikanischen Spitzenpolitiker Kritiker an möglichen Kriegsplänen, zu denen lange auch Außenminister Powell gehörte. Doch die Geschehnisse des 11. September 2001 führten zu einem von einer überwältigenden Mehrheit der US-Amerikaner getragenen Strategiewechsel in der Außenpolitik ihrer Regierung. Diese neue Politik einer globalen Vorwärtsverteidigung richtete den Blick wieder auf den Irak. Die Frage war nun nicht mehr, ob, sondern wann Saddam Hussein beseitigt würde.

Doch als es jetzt zum Schwur kam, versagten die Vereinten Nationen den USA das Mandat für einen „Befreiungskrieg“. Selbst auf ihre ehemaligen Verbündeten können die anglo-amerikanischen Invasoren nicht mehr zählen. Die im Süden des Irak lebenden Schiiten haben für ihren Aufstand gegen Saddam Husseins sunnitische Regime nach dem Abzug der Sieger 1991 bitter bezahlen müssen. Sie fühlen sich von der Anti-Saddam-Allianz zu Recht verraten und verkauft. Deshalb bleibt es in dem von den Briten belagerten Basra bislang ruhig. Das gilt auch für die Kurden im Norden, die weiter nach Autonomie streben. Doch nach ihren schlimmen Erfah-

rungen im ersten Golfkrieg werden sie sich kaum wieder aktiv für einen Regimewechsel in Bagdad einsetzen.

Auch die Nachbarländer des Irak sehen den Krieg mit sehr gemischten Gefühlen. Denn die Ausgangslage ist eine andere als 1991. Damals hatte der Irak das souveräne Kuwait angegriffen und besetzt, die Bevölkerung terrorisiert und das Land geplündert. Mit den geradezu unerschöpflich sprudelnden kuwaitischen Öleinnahmen wollte der irakische Staatschef seine leere Staatskasse füllen und so auch seinen persönlichen Wohlstand sichern.

Doch die USA und ihre Verbündeten machten ihm einen Strich durch die Rechnung. Mit weit überlegenen Kräften führten sie einen mächtigen Militärschlag zu Lande und in der Luft, befreiten Kuwait und fügten Saddam Hussein buchstäblich vor den Toren seiner Hauptstadt eine vernichtende militärische Niederlage zu. Damit war das Kriegsziel erreicht. Ein Interesse an einem Regimewechsel und der Demokratisierung des Irak hatten damals weder die USA noch ihre Alliierten. Die Nachbarstaaten des Irak, die die Befreiung Kuwaits unterstützt hatten, fürchteten sogar einen Zerfall des Irak, der zu einer Destabilisierung der ganzen Golfregion hätte führen können.

So blieb „der Irre von Bagdad“, wie ihn die Boulevardpresse damals betitelte, weiter ungebrochen an der Macht. Für viele Araber wurde er sogar zu einer regelrechten Heldenfigur, weil er sich den Ungläubigen widersetzt hatte. Innenpolitisch regiert Saddam Hussein seitdem weiter mit äußerster Härte. Jede Illoyalität wird mit dem Tode bestraft, dies gilt sogar für Mitglieder der eigenen Familie. Die wenigen Versuche, den Diktator zu beseitigen, scheiterten stets am Dilettantismus der Putschisten und Saddams instinktivem Gespür für Gefahr.

Seine Nachbarn wollen Saddam Hussein gern loswerden, doch schrecken sie, anders als noch 1991, mit Rücksicht auf ihre Bevölkerung vor einer allzu offenen Unterstützung der Angreifer zurück. Denn die arabische Welt fühlt sich seit Jahr-

zehnten vom Westen gedemütigt. Jetzt, wo die westliche Führungsmacht einen Krieg zu dem alleinigen Zweck führt, einen arabischen Herrscher zu beseitigen, droht ein „arabischer Aufstand“, der die Golfregion destabilisieren, deren Regierungen bedrohen und zu weltweiten terroristischen Aktivitäten führen könnte.

So beginnt der Thron des jordanischen Königs Abdallah II. unter dem Druck der massiven Protesten in den Straßen der Hauptstadt Amman bereits zu wackeln. Die Regierungen der Golfstaaten plädieren deshalb dafür, den Krieg zu beenden, die wirtschaftlichen Sanktionen gegen den Irak aufzuheben, das Waffenembargo konsequent durchzusetzen und militärische Abschreckung durch hohe Präsenz in der Region zu erzeugen. Unterstützung für ihren Krieg werden Bush und Blair im arabischen Raum also nicht finden.

Dabei könnte es für sie noch ärger kommen. Die große Stärke ihrer Streitkräfte ist die dynamische Kriegführung. Jetzt aber werden sie von den Verteidigern zu einer statischen Kriegführung gezwungen. Sie stehen vor der Gefahr eines verlustreichen Orts- und Häuserkampfes, in dem sie ihre überlegenen schweren Waffen kaum zum Einsatz bringen können. Gegen irakische Truppen, die sich in den Städten zur Verteidigung eingerichtet haben, ist nur mit einem gewaltigen infanteristischen Kräfteansatz - bei gleichzeitig hohen Verlusten - oder massiver Waffenwirkung aus der Luft anzukommen, die wiederum zu hohen Verlusten bei der Zivilbevölkerung führen würde.

Dies birgt aber die Gefahr, daß der Irak das Feld der konventionellen Kriegführung verlassen und biologische und chemische Waffen einsetzen könnte. Dafür gibt es bereits Beispiele aus dem Jahr 1988, als Saddam Hussein kurdische Siedlungen unter Giftgas setzen ließ, dem Tausende qualvoll zum Opfer fielen. Niemand kann ausschließen, daß es im Irak dezentrale Labors gibt, in denen der Diktator ein mit einfachen Mitteln hergestelltes B- und C-Waffenpotential vorhält. Dagegen gilt eine atomare Gefährdung der Angreifer derzeit als ausgeschlossen. Denn die räumliche und logistische Dimension eines irakischen Atomprogramms wäre so groß, daß es weder den Beobach-

tungssatelliten noch den UN-Inspektoren verborgen geblieben wäre.

Schon jetzt werden die Invasoren mit einem Element der unkonventionellen Kriegführung konfrontiert: dem verdeckten Kampf. Im Irak gibt es eine militärische Infrastruktur für den Guerillakrieg. Die Stärke der irregulären Truppe schätzen die US-Nachrichtendienste auf über 100.000 Kämpfer. Hinzu kommen noch Hunderttausende Mann aus den Milizen der verschiedenen irakischen Clanchefs. Und zu dieser illegalen Streitmacht gesellen sich täglich Freiwillige aus anderen arabischen Ländern, die ihren Brüdern „im Kampf gegen die christlichen Eroberer“ beistehen wollen. So stellt jeder Zivilist, der den alliierten Soldaten begegnet, eine potentielle Ge-

IN DER ARABISCHEN WELT DROHT DER AUFSTAND GEGEN DIE »KREUZFAHRER«

MANGAS UND »HÖRBÜCHER«

Der Trend auf der Leipziger Buchmesse geht zu neuen Formen des »Lesens« / Von Karl-Peter GERICK

Traditionell ist Leipzig der Ort, an dem junge Autoren und Debütanten Kontakte zu Lesern und Verlagen knüpfen können. Rund 80 Autoren haben auf der diesjährigen Messe in Leipzig ihr Erstlingswerk präsentiert. Die Messe, die vom 20. bis 23. März dauerte, verzeichnete 88.000 Besucher, die an den vier Tagen auf das neue Messegelände kamen und sich einen Überblick über die Neuerscheinungen der 1.998 Aussteller aus 28 Ländern verschafften. Zu den Besuchern zählten auch 19.000 Fachleute aus Verlagen und den Medien.

Die Festrede zur diesjährigen Buchmesse hielt die Präsidentin des Goethe-Institutes Inter-Nationes, Jutta Limbach. Hierin stimmte sie auf das „Autorenspezial 2003“ ein, das sich den Literaturen der EU-Beitrittsländer widmete. Unter dem Titel „Willkommen zu Hause – Europa im Übergang“ schilderten acht Autoren der EU-Beitrittskandidaten in Essays und Gesprächskreisen ihre Sicht der Erweiterung. Partner dieses Projektes war das Literarische Colloquium Berlin (LCB). Eine ganze Reihe von zusätzlichen Veranstaltungen leuchtete die politische und kulturelle Dimension der EU-Erweiterung aus. „Wir sind mit der diesjährigen Buchmesse in Leipzig zufrieden. Sie zeigt, daß unser Kon-

zept stimmt und sich die Buchmesse als Frühjahrsbranchentreff etabliert hat“, sagte Werner M. Dorscheid, Vorsitzender der Geschäftsführung der Leipziger Messe.

Einen Sonderauftritt hatte die Schweiz, der sich auch als stärkster Besuchermagnet erwies. Unter dem Motto „Schweizer Literatur und Schweizer Architektur“ zeigten rund 90 Verlage ihre Buchproduktionen. Täglich fanden in der „Swiss-Lounge“ Talk-Shows, Lesungen und Ver-

anstaltungen statt. Deutlich umfangreicher zeigte sich in diesem Jahr auch Österreich mit seinen Verlagen auf der Drehscheibe zwischen Ost und West. Als solide und erfolgreich bewertete Werner M. Dorscheid auch das weitere Schwerpunktthema der Ausstellung: Reisen. „Das Interesse der Messebesucher war sehr groß. Vor allem die Veranstaltungen des Reiseforums waren stark besucht“, so Dorscheid. Das Spektrum reichte von Reise- und Sprachführern über Reisehörbücher bis zur belletristischen Literatur. Hier waren mehr als 1.000 Fachverlage vertreten. Sie stellten an einem Gemeinschaftsstand Programme und Einzeltitel rund um das Reisen vor. An dieser Stelle wurde neben den obligatorischen Reise- und Sprachführern über alle erdenklichen Ziele rund um den Globus berichtet. Die Verlage haben sich im Reiseführer-Segment zahlreiche Nischen erschlossen. Das Repertoire reichte von Wanderführern über Restaurant-Guides bis zu Individualreiseführern und Reisebüchern.

Der vor drei Jahren eingeführte Themenschwerpunkt „Hörbuch“ ist weiter ausgebaut worden. Damit festigt die Leipziger Buchmesse ihren Ruf als wichtigster nationaler Branchentreff für diesen Bereich. Rund 100 Aussteller präsentierten sich im Hörbuch-Seg-

ment. Neben den Verlagen zeigten die ARD-Rundfunkanstalten ihre Hörbuchprogramme und neuesten Produktionen in einem für die Besucher informativ und großzügig gestalteten Ausstellungsbereich.

Besonderer Höhepunkt war erneut die „ARD-Radionacht der Hörbücher“ am Messesfreitag und die Verleihung des „Hörkules-Hörbuchpreises des Buchhandels“. Zum dritten Mal wurde der von der „Buchwerbung der Neun“ ins Leben



Jungleser in Leipzig: Mangas, die japanischen Comics, waren die große Attraktion für die jungen Leser auf der Leipziger Buchmesse Foto: dpa

gerufene Hörbuchpreis „Herkules“ für das beste Hörbuch verliehen. Es standen 100 Titel zur Auswahl. Den Preis erhielt Ulrich Mühe mit der Lesung von „Der kleine Prinz“.

Ein ganz besonderer Service der Verlage und der Messeleitung war das Internet-Informationportal „Hoergold.de“. Durch das virtuelle Netz konnten sich die virtuellen Besucher der Leipziger Buchmesse über die Neuerscheinungen der Verlage, die sich am Gemeinschaftsstand präsentierten, durch kurze Hörproben informieren. Zu diesen sehr beachteten Neuerscheinungen gehörte auch das Werk von Tanja Dücker, „Himmelskörper“. Hierin erzählt die geborene Berlinerin von den Problemen eines Kindes in der zweiten Vertriebenengeneration, vor allem mit den Eltern, von der verlorenen Heimat Westpreußen und schildert die Zerrissenheit eines jungen Menschen zwischen der vermittelten Liberalität der modernen Gesellschaft einerseits und der patriotischen Wehmut des Elternhauses andererseits. Es ist ein moderner Roman mit historischem Anklang.

Seit Jahren ist Leipzig auch der einzige Messeplatz, an dem Leseförderung und Lehrerfortbildung gleichberechtigt in das Programm der Messe integriert sind. Die Leseförderung für Kinder und Jugendliche setzt in Leipzig schon früh an. Eltern können gemeinsam mit ihren Kindern ab drei Jahren im Bücherkindergarten die Welt der Bücher erkunden. Messepartner hierfür war, wie in den letzten Jahren, der „Weimarer Förderverein der Schule der Phantasie e.V.“.

Die jungen Leser konnten auch wieder Comics betrachten. Das Konzept, junge Leute mit dieser zusätzlichen Attraktion auf die Leipziger Buchmesse zu ziehen, ist aufgegangen. Der Comic-Bereich wurde in 2003 um das Trendthema Fantasy und Rollenspiele erweitert. Daß Comic- und Manga-Fans nicht nur eifrige Leser, sondern auch aktive Zeichner sind, konnte man schon im letzten Jahr feststellen. In 2002 wurde der erste Manga-Zeichnungswettbewerb veranstaltet, organisiert von RTL, Carlsen Comics, Kids Zone und dem Anime-Verein Aniver-

sum Dresden e.V. unter der ideellen Trägerschaft der japanischen Botschaft. Beteiligt sind im vorigen Jahr 1.200 Nachwuchskünstler aus sieben Ländern, so reichten in diesem Jahr 2.200 Zeichnerinnen und Zeichner aus neun Ländern ihre Arbeiten ein. Die Preise wurden für sechs Altersstufen und in acht Kategorien vergeben.

Auch für Dieter Schormann, den Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, war die Messe in Leipzig ein voller Erfolg. „Bücher und Autoren standen diesmal klar im Vordergrund der Gala, die insgesamt einen unterhaltsamen Überblick über den deutschen Buchmarkt bot“, sagte er.

Der am Sonntag verliehene Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung ging an den belgischen Schriftsteller, Dramatiker und Regisseur Hugo Claus. Den Preis nahm stellvertretend seine Ehefrau Veerle Claus de Wit entgegen. Laudator Joachim Sartorius, Intendant der Berliner Festspiele, würdigte in seiner Rede „die schiere Weite seines Schaffens, gepaart mit einer großen Unabhängigkeit des Geistes, der nie gemeinsame Sache mache mit den Mächtigen, den Siegern oder den Politikern. Eher mit den Menschen, die unten leben und denen er Sprache gegeben hat“.

Ein wahres Literaturfestival waren die 650 Lesungen, Präsentationen und Diskussionsrunden des zwölften Jahrgangs von „Leipzig liest“. Prominente Autoren wie Nobelpreisträger Günter Grass oder Irme Kertesz, Sir Peter Ustinov, Mario Adorf, Johannes Heesters, Angelica Domröse, Erich Loest und Alice Schwarzer und andere junge Autoren, auch Jana Hensel und Judith Hermann, lasen vor überfüllten Häusern. Die nächste Leipziger Buchmesse findet vom 25. bis 28. März 2004 statt. 90 Prozent aller ausstellenden Verlage haben ihr erneutes Kommen schon angekündigt. ■

DIE »SWISS-LOUNGE« WAR PUBLIKUMSMAGNET DER LEIPZIGER AUSSTELLUNG

Gedanken zur Zeit:

IM KRIEG IST DIE WAHRHEIT DAS ERSTE OPFER

Von Wilfried BÖHM



Ein Mann erzürnt die ganze Welt“, lautete die Überschrift einer großen deutschen Tageszeitung. Doch einem Irrtum unterliegt, wer annimmt, diese Überschrift ziele auf den irakischen Diktator Saddam Hussein, der eine Million Menschen auf seinem Gewissen hat, weil sie auf seinen Befehl vergast, erschossen und hingerichtet wurden.

Der Diktator stützt sich auf ein großes Heer, einen umfassenden Unterdrückungsapparat und eine Clique, die ihn seit Jahren im Sattel hält und die sich über die Farce der UNO-Inspektoren, im Irak nach Waffen zu suchen, köstlich amüsiert haben dürfte.

Nein, die Überschrift meint den amerikanischen Präsidenten George W. Bush, der die Herrschaft dieses Diktators beenden will, dabei aber offensichtlich die Wirkungsweise eines totalitären Regimes ebenso verkannt hat wie die hochtechnischen Präzisionswaffen. Schließlich haben auch Amerikaner vor ihm die historischen und ideologischen Grundlagen der totalitären Herrschaftsmechanismen des Nationalsozialismus und des Kommunismus nicht ver-

standen. Die genannte Überschrift ist Folge und Teil einer Kriegsberichterstattung, die weltweit rund um die Uhr auf allen Kanälen läuft und läuft und läuft – und, das ist der Skandal, auch dann, wenn keine abgesicherten, sachlichen Meldungen aus seriösen Quellen vorliegen. Über 7.000 Journalisten stehen im

DER DIKTATOR STÜTZT SICH AUF EINE CLIQUE, DIE DAS VOLK MASSIV UNTERDRÜCKT

Kriegsgebiet im Wettbewerb um die beste Story und wollen sich beweisen. Im Ergebnis dieser Flut sind die Medien „auf Sendung“ nach dem Motto: „Nichts Genaueres weiß man nicht.“ In ihren Studios wird „vermutet“, „angenommen“ und „interpretiert“, was zwangsläufig zu Pannen, zu Fehlschlüssen und zu Manipulationen führt.

Die Redakteure palavern mit scheinbar wichtigen Leuten, die irgendwann einmal im Irak oder in dessen geographischer Nähe gewe-

sen sind und dadurch zu „Irak-Kennern“ mutieren. Dieser Medienwirrwarr hat manipulative Wirkungen und trägt dazu bei, daß sich der alte Spruch bestätigt: Im Krieg ist die Wahrheit immer das erste Opfer.

Ebenfalls in den Medien hat die Zunft der „Friedensforscher“ Hochkonjunktur – und natürlich alle, die seit Jahrzehnten „im Friedenskampf“ stehen. Für sie war Amerika schon immer der Weltfeind Nr. 1, weil die USA durch ihre wirtschaftliche und militärische Stärke die marxistischen Visionen von einer sozialistischen Welt nicht zur Realität haben werden lassen.

Dieser „Friedenskampf“ bietet in Deutschland dem rot-grünen Regierungslager zugleich die Chance, vom eigenen Versagen in der Wirtschafts- und Sozialpolitik abzulenken und darüber hinaus, so wie einst im Jahre 1968, einer ganzen jungen Generation die ihm genehme politische Sozialisation zu verpassen. Wieder ziehen Kinder- und Schülerkreuzzüge durchs Land. Damals war es der Vietnam-Krieg, der den „Friedenskampf“ trug und den Agitatoren dazu diente, die Welt in

„gut“ und „böse“ aufzuteilen. Damals wie heute – und während des gesamten kalten Krieges – benutzte der harte Kern dieser Weltfriedenskämpfer die ideologische Phraseologie des Marxismus von den „Machenschaften des Großkapitals“, dem „militärisch-industriellen“ Komplex in den USA“ und bekennt dabei: „Wer die Sprache hat, hat die Macht.“

Der Frieden ist jedoch ein zu hohes Gut, als daß er von marxistischen Ideologen zur Schlagwaffe in

DER FRIEDENSKAMPF BIETET DER REGIERUNG DIE CHANCE ZUR ABLENKUNG

ihrem anti-amerikanischen Kampf umfunktioniert und mißbraucht werden darf.

Im Ergebnis steht Deutschland im weltpolitischen Geschehen heute Seite an Seite mit dem französischen Präsidenten Chirac, dessen Politik nicht frei von profilineuroti-

schen Zügen ist, und dem russischen Präsidenten Putin, der seine „Friedenspolitik“ in Tschetschenien praktiziert.

Die Europäische Union (EU) ist in sich gespalten und uneins. In ihr funktioniert nur noch das zu Lasten der Deutschen gehende System der finanziellen Umverteilung. Schwer rächt sich, daß anfangs der neunziger Jahre die Chance zu einer Neuordnung Europas auf der Grundlage demokratischer Nationalstaaten nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und ihres Herrschaftssystems verpaßt wurde. Nach dem schweren Schock des Terroranschlags am 11. September 2001 in New York ließ Europa das traumatisierte Amerika allein.

Das Wissen und die Erinnerung an die Jahrzehnte des kalten Krieges, in denen Europas Westen von der militärischen Stärke Amerikas profitiert hat und seine Freiheit bewahren konnte, hätten mehr Besonnenheit erwarten lassen, als sie derzeit in den Medien und auf den Straßen festzustellen ist, auch ohne jedem amerikanischen Handeln lautstark Beifall zu klatschen. ■

PAUL LATUSSEK
REHABILITIERT

Ermittlungen eingestellt

Der langjährige thüringische BdV-Landesvorsitzende Dr. Paul Latussek kann sich als rehabilitiert betrachten: Für den gegen ihn erhobenen Vorwurf der Volksverhetzung gibt es keinen hinreichenden Tatverdacht. Zu dieser Erkenntnis war bereits im Januar die Erfurter Staatsanwaltschaft gekommen; dem schloß sich nun das Landgericht Erfurt an und lehnte die Eröffnung eines Hauptverfahrens ab.

Latussek war von einem Journalisten vorgeworfen worden, im November 2001 während einer Rede auf dem BdV-Verbandstag in Arnstadt „volksverhetzende Äußerungen getätigt“ zu haben. Angeblich habe er den Holocaust und insbesondere die Verbrechen von Auschwitz geleugnet. Er selber hat diese Vorwürfe stets bestritten, was allerdings die BdV-Bundesversammlung nicht hinderte, ihn als Präsidiumsmitglied abzuwählen. Die Ostpreußen in der Bundesversammlung hatten diesem Schritt energisch widersprochen und dafür plädiert, Latusseks Mitgliedschaft allenfalls bis zur endgültigen Klärung des Sachverhalts ruhen zu lassen, eine Position, die sich jetzt als absolut richtig erwiesen hat.

Nach den Feststellungen der Staatsanwaltschaft und des Landgerichts hatte ein Journalist namens Keller die Affäre ausgelöst, indem er „die Rede des Beschuldigten in den entscheidenden Passagen akustisch falsch verstanden“ und – obwohl nach eigenem Bekunden „besonders an der Wortwahl interessiert“ – unzutreffend wiedergeben hatte.

Nachdem die Ermittlungen mangels hinreichenden Verdachts eingestellt wurden, wartet nicht nur Paul Latussek gespannt darauf, ob die Medien, die sich anfangs so eifrig an der Verbreitung des Volksverhetzungsvorwurfs beteiligt hatten, nun auch in angemessenem Umfang über seine Rehabilitierung berichten. Von Interesse dürfte auch das weitere Vorgehen der BdV-Spitze sein, nachdem die Grundlage für Latusseks Abberufung aus dem Präsidium nicht mehr gegeben ist. **HJM.**

EINE BIZARR-GROTESKE AUFFÜHRUNG

Der Rhetorik-Unterricht Adolf Hitlers als Bühnenstück / Von Heinz MAGENHEIMER

Es mutet grotesk, ja unwirklich an, wenn das Jahr 1932, als Adolf Hitler unmittelbar vor der Machtergreifung stand, vor den Augen der Zuschauer in Form eines Lehrer-Schüler-Verhältnisses wieder zum Leben erweckt wird. Das Theaterstück „Schüler Hitler“, das derzeit in Wien über die Bühne des „Rabenhofes“ läuft, beruht auf den Tagebucheintragungen des damaligen prominenten Opersängers Paul Devrient alias Paul Stieber. Dieser hatte die seltene Gelegenheit, Hitler ein halbes Jahr lang in Rhetorik zu unterrichten. Die Aufzeichnungen Devrients, der die Dialoge ausführlich wiedergibt, liegen in einer Neubearbeitung („Mein Schüler Hitler“, Langen-Müller) mit umfangreichen Kommentaren von Professor Dr. Werner Maser vor und haben auch als Grundlage für die Dramaturgie gedient.

Man versetze sich in den April 1932, als die NSDAP unter Hitler alles unternimmt, um als bereits stärkste Partei noch mehr Wähler zu gewinnen und endlich den politischen Durchbruch zu erzielen: Sie will den Reichskanzler oder gar Reichspräsidenten stellen. Immerhin kandidierte Hitler damals gegen Hindenburg, mußte aber bei den Wahlen eine deutliche Niederlage einstecken. „Hitler über Deutschland“, das war die zugkräftige Parole, die der Parteiführer entweder in seiner Ju-52 oder mitten in Auto-Konvois oder eingekleimt in einer jubelnden Menschenmenge zeigt. Die scheinbare Omnipräsenz, die der „Führer“ durch laufenden Ortswechsel, ständige Reden und den Kontakt mit begeisterten Zuhörern hervorruft, sollte zu einem äußerst wirksamen Mittel in der Propagandaschlacht werden.

Doch welcher Hitler betritt die Bühne? Er wirkt mitgenommen, leicht verkrampft, unschlüssig und sieht sich einem Sänger gegenüber, der ihm durch seinen HNO-Arzt dringend empfohlen worden ist. Warum? Braucht er, der bereits auf dem Höhepunkt seiner Redeerfolge steht, noch Unterricht in Sprech- und Vortragstechnik? Hitler pocht auf seine Triumphe, doch muß sehr bald zur Kenntnis nehmen, daß seine Sprechtechnik nicht nur dilettantisch, sondern auch sehr gesundheitsschädlich ist. Wenn er so weitermache, meint Devrient, der seine persönliche Eitelkeit nur schwer unterdrücken kann, werde er bald eine unheilbare Schädigung seiner Stimmbänder davontragen. Außerdem müsse er seine Atemtechnik umstellen, um sich nicht frühzeitig zu verausgaben. Der Schüler sieht schließlich ein, daß ein weiteres Fehlverhalten das Ende seiner Redner- und Politikerkarriere bedeute.

Was nun folgt, läuft auf ein groteskes Gegen- und Miteinander von zwei völlig verschiedenen Persönlichkeiten hinaus, die zugleich zwei Welten personifizieren: Hier der Machtmensch Hitler, der im Rausch seiner Erfolge schwelgt, sich als Verkünder einer neuen Lehre und Retter des Volkes sieht, aber plötzlich um sein Selbstbild ringt, wenn es ganz nüchtern in Frage gestellt wird. Dort der selbstgefällige Sänger und



Einakter in Wien: Hitler als Schüler.

Foto: Rabenhof

ge steht, noch Unterricht in Sprech- und Vortragstechnik? Hitler pocht auf seine Triumphe, doch muß sehr bald zur Kenntnis nehmen, daß seine Sprechtechnik nicht nur dilettantisch, sondern auch sehr gesundheitsschädlich ist. Wenn er so weitermache, meint Devrient, der seine persönliche Eitelkeit nur schwer unterdrücken kann, werde er bald eine unheilbare Schädigung seiner Stimmbänder davontragen. Außerdem müsse er seine Atemtechnik umstellen, um sich nicht frühzeitig zu verausgaben. Der Schüler sieht schließlich ein, daß ein weiteres Fehlverhalten das Ende seiner Redner- und Politikerkarriere bedeute.

Was nun folgt, läuft auf ein groteskes Gegen- und Miteinander von zwei völlig verschiedenen Persönlichkeiten hinaus, die zugleich zwei Welten personifizieren: Hier der Machtmensch Hitler, der im Rausch seiner Erfolge schwelgt, sich als Verkünder einer neuen Lehre und Retter des Volkes sieht, aber plötzlich um sein Selbstbild ringt, wenn es ganz nüchtern in Frage gestellt wird. Dort der selbstgefällige Sänger und

HITLER HATTE SCHEINBAR
OMNIPRÄSENZ

unterdrücken kann, werde er bald eine unheilbare Schädigung seiner Stimmbänder davontragen. Außerdem müsse er seine Atemtechnik umstellen, um sich nicht frühzeitig zu verausgaben. Der Schüler sieht schließlich ein, daß ein weiteres Fehlverhalten das Ende seiner Redner- und Politikerkarriere bedeute.

Was nun folgt, läuft auf ein groteskes Gegen- und Miteinander von zwei völlig verschiedenen Persönlichkeiten hinaus, die zugleich zwei Welten personifizieren: Hier der Machtmensch Hitler, der im Rausch seiner Erfolge schwelgt, sich als Verkünder einer neuen Lehre und Retter des Volkes sieht, aber plötzlich um sein Selbstbild ringt, wenn es ganz nüchtern in Frage gestellt wird. Dort der selbstgefällige Sänger und

Schauspieler, der der NS-Bewegung unberührt gegenübersteht, sich aber geehrt fühlt, wenn er dem umjubelten Redner dessen Fehler und Pannen vorführen darf. Hitler fühlt sich unsicher, linkisch, wird nachdenklich. Als er aber merkt, wie ihn Devrient schulmeisterlich behandelt, geschieht das schier Unvermeidliche: er fällt in seinen Habitus als Volkstribun, Prediger und Agitator zurück, stößt grimmige Phrasen aus und vergißt schlagartig, was ihm der Lehrer gerade mühsam nahegebracht hat. Er rudert mit den Armen, seine Stimme überschlägt sich, er wettet gegen die „Systemparteien“, gegen die „Volksfeinde“, „artfremden Ausbeuter“ und verkündet mit Nachdruck, was er alles verändern wolle, wenn er erst einmal an der Macht wäre.

kunst beizubringen, aber als Hitler endlich anfängt, danach zu handeln, wirkt er linkisch, puppenhaft, ja lächerlich. Aber dennoch liegt kein Grund zur Heiterkeit vor, denn kurz darauf zeigt er seinem Lehrer stolz Zeitungsartikel, die seine jüngsten Redeerfolge hervorkehren. Er will von Devrient Zustimmung hören, doch dieser weicht aus, gibt sich diplomatisch und verweist auf künftige Fortschritte. Anscheinend hofft er, aus Hitler einen guten Schauspieler zu machen. Beide kommen im Lernprozeß wenig voran. Schließlich endet der Unterricht im November 1932 abrupt. Devrient fühlt sich als „Mohr, der seine Schuldigkeit getan hat“, aber vor seinem Abtritt verkündet er in einer Zukunftsschau, daß sein Schüler drei Monate später Reichskanzler geworden sei. Schwang da nicht Stolz und Genugtuung mit?

Die Aufführung besitzt den Vorteil eines Einakters, der ziemlich wortgetreu der Vorlage Devrients folgt, gleichzeitig aber der schauspielerischen Leistung der beiden Darsteller große Freiheiten einräumt. Die Regie (Thomas Gratzner) spitzt stark zu, ohne aber provokativ oder moralisierend zu werden. Sie konzentriert sich auf wenige exemplarische Szenen mit Dialogen, läßt also den gedanklichen Hintergrund beiseite, wie ihn Devrient in seinem Tagebuch ausbreitet. Ein bizarrer Kontrast entsteht durch die mehrmalige lautstarke Einspielung von Szenen eines Propagandafilms, der den überlegenen, umjubelten Hitler im Originalton zeigt, aber plötzlich abbricht und dem Rhetorikschüler Hitler in einem Arbeitszimmer weicht. Dieser Gegensatz könnte kaum schärfer ausfallen. Am Ende bleibt ein Gefühl der Beklemmung zurück, das einige heikle Fragen aufwirft, wie etwa diese: Hätte ein anderer Lehrer, der nicht nur auf Stimme und Atemtechnik achtet, an der Gedankenwelt des Redners etwas ändern können? ■

»BLITZKRIEG« ...

Fortsetzung von Seite 3

fahr dar. Bei Kerbala wurde bereits eine US-Infanteriegruppe von Zivilisten in einem Hinterhalt getötet, und bei Nassirijah erlitt eine amerikanische Kompanie durch eine irakische Milizeinheit hohe Verluste.

Die unberechenbarste Form des verdeckten Kampfes sind Selbstmordattentate. Nach den ersten alliierten Verlusten droht Saddam Hussein jetzt mit der Aktivierung von 4.000 opferbereiten „Gotteskrieger“. Mit ihrem Auftauchen wird immer und überall zu rechnen sein. Sie können zwar dezimiert werden, sind letztlich aber nicht zu schlagen. Diese Gefährdung wird deshalb auch nach dem eigentlichen Waffenkampf noch lange fortbestehen.

Die Spitzenmilitärs im Pentagon räumen inzwischen ein, daß ihr Blitzkriegskonzept gescheitert ist. Sie gehen jetzt von einer langwierigen militärischen Auseinandersetzung aus, die „den Bodentruppen harte Zeiten bescheren“ wird. 1991 mag sich Saddam Hussein wohl noch ernsthaft eingebildet haben, gegen die militärische Übermacht seiner Gegner bestehen zu können. Heute dürfte er sich diesbezüglich keinen Illusionen mehr hingeben. Es steht angesichts der Kräfteverhältnisse außer Zweifel, daß die Alliierten letztlich einen militärischen Sieg über den Irak erringen werden. Die Frage ist nur, wann und um welchen Preis. ■

BÖRSEN-WISSEN MACHT REICH

Von R. G. KERSCHHOFER

Anglizismen werden zu Recht angeprangert. Doch manchmal sind sie vertretbar, nämlich wenn das Übersetzte viel zu schwerfällig wäre oder die im Original steckende Meinungsmanipulation nicht zum Ausdruck brächte. So etwa bei „Insider Trading“, hier abgekürzt „I-T“: Es klingt zwar recht harmlos, ist aber ein Verbrechen, ein Betrugsdelikt im Börsenhandel.

Man könnte viel Geld verdienen, wüßte man im Vorhinein und ohne Mitwisser, wie sich Börsenkurse entwickeln. Es reicht aber auch ein Vorauswissen über Ereignisse, welche zwangsläufig die Kurse eines Unternehmens beeinflussen. Und es gibt Personen, die solches Wissen besitzen und mißbrauchen! I-T ist die verbotene Nutzung vertraulicher Informationen – nicht zu verwechseln mit (erlaubter) Spekulation.

Nehmen wir an, eine Gesellschaft erleidet unerwartete Verluste. Dann folgt auf die Bekanntgabe ein Kurssturz. Wer an der Abfassung des Geschäftsberichts beteiligt war, weiß dies natürlich schon vorher, und groß ist die Versuchung, eigene Ak-

tionen, falls man welche hat, rasch zu verkaufen. Man kann aber auch „Leerverkäufe“ tätigen, also Aktien, die man nicht hat, auf Termin verkaufen, um die Lieferverpflichtung mit Aktien abzudecken, die man erst zu dem entsprechenden Termin und nach eingetretenem Kurssturz billig einkauft! Oder man kann eine „Put-Option“ erwerben. Es ist dies das Recht, eine Aktie zu einem Stichtag zu verkaufen. Ist bis dann der Kurs gesunken, kann man die Option ausüben (analog zum Leerverkauf) oder sie mit Gewinn verkaufen.

Im Prinzip, wengleich meist weniger lukrativ, funktioniert I-T auch in die andere Richtung: Weiß man als „Insider“, daß der Forschungsabteilung ein besonderer Durchbruch gelungen ist, kann man schnell Aktien der eigenen Firma kaufen, um sie nach dem unweigerlich folgenden Kursanstieg mit Gewinn zu verkaufen. Oder noch besser, man kann eine „Call“-Option erwerben. Es ist dies das Recht, eine Aktie zu einem bestimmten Kurs zu kaufen. Nach eingetretenem Kursanstieg ist dieses Recht ein Vielfaches dessen wert,

was man dafür bezahlen mußte. Man spricht deshalb von einer „Hebelwirkung“ der Optionen.

Wer wird durch I-T geschädigt? Prinzipiell alle, die gutgläubig Aktien oder Optionen kaufen und verkaufen, indirekt aber auch Mitarbeiter und Gläubiger betroffener Firmen. Das Problem ist, daß kleinere Transaktionen nicht auffallen und größere über Strohmann laufen. Daher die hohe Dunkelziffer. Ob bei der Telekom-Aktie unter anderem auch I-T im Spiel war, wird sich noch erweisen. Ein Indiz – aber kein Beweis – für I-T wäre etwa, wenn bei einer Aktie plötzlich ein außergewöhnliches Mißverhältnis von Put- und Call-Optionen auftritt. Das Grundübel – wie auch für vieles andere – liegt aber im Optionenhandel selber, der mit geringem Geldeinsatz enorme Kurssprünge auszulösen vermag.

Welchen Stellenwert I-T heute hat, zeigt ein Blick ins Internet: Sucht man nach der Wortgruppe „Insider Trading“, erhält man 400.000 Hinweise, die allermeisten auf Englisch. Aufschlußreich ist es auch, die Abfrage mit Personennamen zu kombinieren: „I-T“ mit „Bush“ gibt 22.000 Hinweise, mit „Cheney“ 5.000, mit

„Rumsfeld“ 2.000. Die Materialien mögen viel Mist enthalten, aber man muß eben auf die verlässlichsten Quellen zugreifen und stößt dann auf all die Vorwürfe gegen den Bush-Clan.

Eine Abart von I-T kann sogar der Außenstehende durchführen: Wer etwa eine Milliarden-Sammelklage gegen einen Konzern einbringt, weiß schon vorher, wie das an der Börse einschlägt. Und wäre es nicht naheliegend, daß Attentäter oder Mitwisser sogar den 11. September für Börsentransaktionen ausnützten? Der Kurssturz bei Luftfahrtunternehmen war für sie doch absehbar! Tatsächlich verfolgten auch die Fahnder diese Fährte, und eine Internet-Abfrage liefert mit „I-T“ und „9/11“ 9.000 Hinweise. Wer Zeit hat, möge in den 6.000 Hinweisen blättern, die das Internet für die Kombination „Insider Trading“ und „CIA“ liefert.

Somit haben auch die Kursausschläge im Vorfeld des Irak-Krieges interessante Aspekte. Die Akteure sind bekannt, ihr Vorleben, ihre Methoden und Neigungen ebenfalls. Und muß es nicht besonders lukrativ sein, vor den Zerstörungen bereits den Wiederaufbau zu planen? ■

„Grundübel ist der Optionenhandel, der enorme Kurssprünge auslösen kann.“

PROZESS IM FALL
ELF-LEUNA

Hoffnung auf Klärung

Seit dem 17. März läuft vor dem Pariser Landgericht ein zweiter Prozeß in der Elf-Affäre. Dabei werden siebenunddreißig Beschuldigte erscheinen, die bis zum Anfang Juli für Veruntreuung von mehreren Hundert Millionen Euro zur Verantwortung gezogen werden sollen. Von Afrika bis Venezuela über die Leuna-Affäre werden die vorsitzenden Richter versuchen, zu erklären, wie zwischen 1989 und 1993 so gewaltige Geldsummen haben verschwinden können. Hauptbeschuldigte sind der damalige Vorstandsvorsitzender des Elf-Konzerns, Loik Le Floch-Prigent (der von Francois Mitterrand in diese Position berufen worden war), sein Beigeordneter, Alfred Sirven, der auf den Philippinen gefaßt wurde, und der Herr „Afrika!“ des Erölkonzerns, André Tarallo, der zur Zeit auf freiem Fuß ist und offensichtlich hofft, freigesprochen zu werden. Die Sparte „Leuna“ wird erst Ende April behandelt werden. Seit dem Beginn des Prozesses hat man bislang nur die afrikanische Seite der Sache behandelt. Obwohl er aufgrund seines Gesundheitszustandes nicht jeder Sitzung des Gerichts beiwohnt, hat Loik Le Floch-Prigent jüngst gestanden, daß in der Buchhaltung des Konzerns „schwarze Kassen“ zu finden waren.

Noch schwerwiegender als das System der schwarzen Kassen erscheint jedoch dasjenige der persönlichen Bereicherung, wie sie von den Elf-Managern praktiziert wurde. Das Untersuchungsverfahren, wie es vom Nachfolger Le Floch-Prigents nach der Machtübernahme durch die Konservativen 1993 eingeleitet wurde, dauerte acht Jahre. Obschon die ganze Angelegenheit wahrscheinlich nie aufgeklärt wird und der Elf-Skandal lange mysteriös bleiben wird, hat der französische Durchschnittsbürger erfahren können, daß zum Beispiel Alfred Sirven für seinen eigenen Bedarf rund 1,5 Milliarden Francs veruntreut habe. Diese Summe hätte der „Nummer zwei“ erlaubt, unter anderem ein Schloß in der französischen Provinz und Immobilien in Belgien zu erwerben.

P. Campguilhem

VOLKSABSTIMMUNG IM HEISSEN KRIEG

In Tschetschenien beweist Moskau brutale Machtpolitik / Von V. LANDSBERGIS

Die russische Regierung hatte den 23. März als den Termin festgelegt, an dem die Tschetschenen gegen ihre Unabhängigkeit stimmen sollten. Vorgeblich sollten sie über ihre Verfassung abstimmen, der in Moskau verfaßte Entwurf schreibt jedoch vor allem fest, daß Tschetschenien ein Teil Rußlands ist. Dies ist also das Wesen des Referendums, wie die 99prozentige Wahlbeteiligung der Enthusiasten von „Mutter Rußland“. Im übrigen haben auch die neuen russischen Invasoren einschließlich des Strafexpeditionscorps an diesem „Potemkinschen Referendum“ teilgenommen. So ist das Ergebnis kaum verwunderlich, daß bei einer Wahlbeteiligung von knapp 80 Prozent die Verfassung mehrheitlich angenommen wurde. Die tschetschenische Republik verfügte bereits über eine eigene Verfassung, gemäß der der Präsident und das Parlament Tschetscheniens 1997 unter Beobachtung internationaler Organisationen rechtmäßig gewählt wurden. Wie der russische Präsident Wladimir Putin vor kurzem in Paris erläuterte: „1996 haben wir Tschetschenien de facto die Unabhängigkeit gewährt.“

Als Rußland mit einem massiven vorgeplanten Angriff den zweiten Tschetschenien-Krieg gegen das de facto anerkannte Land begann, erläuterte die Delegation der russischen Duma in Straßburg (Dimitri Rogozin) noch, die rechtmäßige Amtszeit von Präsident Aslan Maschadow und des aufgelösten und verfolgten Parlaments sei beendet (!) bzw. ende gemäß der Verfassung im Jahr 2001. Tatsächlich beliefen sich Amtszeit beziehungsweise Wahlperiode in beiden Fällen auf fünf Jahre und dauerten bis 2002; ferner hatte das tschetschenische Parlament den wohlbegründeten Beschluß gefaßt, daß der Krieg und der Terror des russischen Militärs Neuwahlen unmöglich machen, und das Mandat bis zu den nächsten Wahlen unter Friedensbedingungen verlängert. Heute gibt Moskau vor, eine tschetschenische Verfassung habe es nie gegeben; eine Verfas-

sung mußte daher durch die Abhaltung des „Referendums“ am 23. März verabschiedet werden. Als ich letztes Jahr in Straßburg Abdul-Khakim Sultygow, den vom russischen Präsidenten für Tschetschenien eingesetzten Aufseher (Sonderbeauftragter des Präsidenten der Russischen Föderation in Tschetschenien) fragte, ob es ein Referendum

lamentarischen Versammlung des Europarates eingesetzten gemeinsamen Arbeitsgruppe (mit der russischen Duma) öffnete endlich die Augen und erklärte aufrichtig, das „sinnlose“ tschetschenische Referendum müsse aufgrund eines „äußerst grausamen und blutigen Bürgerkrieges“ verschoben werden. Andernfalls werde er, Frank Judd,

im Angesicht des vorgeblich christlichen Europa. „Wir sind zur Vernunft gekommen (sagen angeblich die Tschetschenen), wir geben unsere Hoffnungen und Ziele auf, wir verurteilen die Führer der Widerstandsbewegung, die wir selbst gewählt haben, und wollen wieder Untertanen Rußlands sein ...“ Wer wollte ein solches Ergebnis als fair bezeichnen? Das Kalkül des Kreml ist einfach: die Tschetschenen werden in ihrem eigenen Land durch die „Spot“-Methode ausgelöscht – durch die Registrierung ihrer Adressen. Alle, die sich weigern, zur Wahl zu gehen, unterschreiben ihr eigenes Urteil. Deshalb werden sie kommen ... Einige europäische Organisationen werden Beobachter entsenden, einige nicht (damit sie nicht dazu mißbraucht werden, Unrechtmäßiges zu decken). Was aber, wenn es sehr viele internationale Beobachter gegeben hätte, und was, wenn sie kontrolliert hätten, ob die Stimmabgabe tatsächlich geheim erfolgt ist und die Stimmen korrekt ausgezählt wurden? Dann hätten die russischen Behörden das Referendum sicher nicht abgehalten.



Volksabstimmung: Wahlen unter Mütterchen Rußlands Knote Foto: dpa

für die Unabhängigkeit geben werde, da hörten alle Teilnehmer an der Sitzung die Antwort: „Nein, ein solches Referendum ist nicht möglich.“ Niemand anders fragte: „Warum ist das nicht möglich?“, und ein Parlamentarier darf in der Regel keine zweite Frage stellen. Wie sieht dies das demokratische Europa? Es nimmt das nicht enden wollende Massaker an der Zivilbevölkerung, die Plünderung der Dörfer, die Vergewaltigung der Frauen und die Straflosigkeit der russischen Soldaten, die alle Gesetze der Menschlichkeit verletzen, zur Kenntnis. Dies ist jedoch die einzige Rüge, die Rußland erteilt wird, wie der Katze Vaska aus der Fabel von Iwan Krylow. Die Katze hörte sich die Zurückweisung ruhig an und fraß weiter den gestohlenen Schinken. Trotz allem schien ein „Referendum“ unter den Bedingungen des russischen Terrors durch das Militär für einige zu viel. Lord Judd, der stellvertretende Vorsitzende der von der par-

zurücktreten. Dimitri Rogozin hatte einen Wutanfall und wünschte den lieben Freund zur Hölle. Der Menschenrechtskommissar des Europarates, Alvaro Gil-Robles, der jüngst das verwüstete Land besuchte, schrieb, die Lage habe sich deutlich verschlechtert. „Drei Jahre entsetzlicher Gewalt gegen die Menschen.“ Vergewaltigungen, selbst wenn die Frauen nicht erwürgt werden (wie das junge Mädchen mit Namen Elsa Kungajewa, die von Oberst Budanow erwürgt wurde, der vor kurzem von einem russischen Gericht freigesprochen wurde), sind für muslimische Bevölkerungsgruppen äußerst schrecklich.

Die Europäer erkannten dies letztendlich in Bosnien, noch nicht jedoch bezüglich Tschetschenien. Und die moralische und politische Vergewaltigung der gesamten tschetschenischen Nation wurde nun auf den 23. März festgelegt – in aller Öffentlichkeit, auf einem Platz,

Die russische Armee hat nach der Straßburger Terminologie in Tschetschenien einen „rechtsfreien Raum“ geschaffen. Russische Hauptmänner und Majore werden dort rasch zu Obersten und Generälen und schicken ihren Familien in Rußland riesige Mengen Plünderguts. Dies sei der Grund, erklärte der Abgeordnete und ehemalige Duma-Präsident Ruslan Chasbulatow am 28. Oktober 2002 in Kopenhagen, warum Frieden diesen Generälen nicht passe. Im übrigen wurde in Tschetschenien vor kurzem eine weitere geopolitische Plattform errichtet, um in Georgien einzugreifen. Daher wird die Hölle trotz aller Referenden andauern, die russischen Truppen werden sich nicht zurückziehen, und Tschetschenien wird, während es in den Abgrund gestürzt wird, das zerfallende Rußland mit sich reißen. Sergei Kowalew warnte 1999 davor. Und der Niedergang der Armee wie der Demokratie sind offensichtlich. ■

DEKRETE WIDER INTERNATIONALES RECHT

Neue Studie: Bundesregierung nicht an Abkommen mit Tschechien gebunden / Von Rüdiger GOLDMANN

Im Jahre 2003 ist es mitten in Europa möglich, daß ein Politiker wie Vaclav Klaus deswegen zum tschechischen Präsidenten gewählt wird, weil er Dekrete für rechtens erklärt, die Massaker an unschuldigen Menschen sowie deren totale Beraubung und anschließende brutale Vertreibung zum Inhalt haben – die Benesch-Dekrete der Jahre 1945/46, die sein Vorgänger Eduard Benesch gegen die Sudetendeutschen und Ungarn erlassen hatte.

Im Jahre 2003 ist es möglich, daß sein Gegenkandidat Jan Sokol unter anderem deswegen nicht gewählt wird, weil er die Vertreibung der Sudetendeutschen verurteilt. Zur gleichen Zeit ist es möglich, daß die serbische Politikerin J. Plavcic wegen der politischen Verantwortung für Massaker und Vertreibung von Kroaten und Bosniern zu elf Jahren Gefängnis verurteilt wird und daß in Den Haag weitere Vertreiber hohe Strafen zu erwarten haben. In der Tschechischen Republik hingegen benannte man Brücken und Plätze ausgerechnet in sudetendeutschen Städten wie Aussig und Reichenberg nach

dem Schreibtischmörder Eduard Benesch, und man scheut sich nicht, mit dessen blutiger Erblast in die Europäische Union einzutreten. Obwohl inzwischen nicht nur zahlreiche Dokumentationen über die Vertreibung und die grausamen Menschenrechtsverletzungen der CSR zwischen 1945 und 1948 vorliegen, obwohl inzwischen ein halbes Dutzend Gutachten renommierter Völkerrechtler zum Komplex der Benesch-Dekrete vorliegen, nimmt die Bundesregierung davon keine Kenntnis und beschränkt sich auf stereotypes Bedauern und auf folgenlose Grundsatzserklärungen. In einem ausführlichen Gutachten hat auch der Bonner Völkerrechtler Prof. Dr. Dr. Rudolf Dolzer die Vertreibung der Sudetendeutschen und die Benesch-Dekrete im Lichte des Völkerrechts untersucht. Eine Beurteilung nach dem Völkerrecht ist deswegen angebracht, weil diese Handlungen des tschechoslowakischen Staates gegen fremde Staatsbürger – nämlich Deutsche – gerichtet waren. Der Wissenschaftler verweist auf zahlreiche internationale Verträge und Beschlüsse, die

diese Maßnahmen als „Kriegsverbrechen“ und „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ kennzeichnen, so unter anderem die in den Nürnberger Prozessen formulierten Rechtsnormen. Aber schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Beispiel, in der Haager Landkriegsordnung von 1907, betrachtete man die Masseninternierung und Massenausweisung fremder Staatsangehöriger als verbotene Handlungen. Eine ausdrückliche Erwähnung hielt man damals für überflüssig, da man Vertreibungen als Ereignisse der Vergangenheit ansah (!). Dolzer betont, daß nach dem 1945 gültigen Völkerrecht Vertreibung als „einseitiges Handeln eines Staates ohne Zustimmung des anderen betroffenen Staates und ohne Zustimmung der Vertriebenen“ grundsätzlich als unzulässig angesehen wird.

Auch in dem tschechoslowakischen Straffreiheitsgesetz sieht er ein völkerrechtliches Delikt, da der Staat zum Schutz fremder Bürger verpflichtet ist. Die Benesch-Regierung betrieb jedoch eine Art Staatsterrorismus gegen Deutsche und

Ungarn. Der Bonner Jurist unterstreicht, daß die Charta der Menschenrechte der Vereinten Nationen schon in Kraft war, während die Vertreibung stattfand. Es sei hier nur am Rande vermerkt, daß die Benesch-Dekrete gegen fast alle dort und in anderen

DAS TSCHECHOSLOWAKISCHE
STRAFFREIHEITSGESETZ
IST VÖLKERRECHTSWIDRIG

Verträgen vereinbarten Vereinbarungen festgehaltenen Menschenrechte verstoßen, unter anderem gegen die Unverletzlichkeit der Wohnung, gegen das Recht auf Eigentum, gegen das Recht auf Freizügigkeit und Freiheit. Brisant sind die Schlußfolgerungen des Gutachters. Nach seinem Urteil hat die tschechische Regierung durch ihre Erklärungen im Jahre 2002 und den einstimmigen Beschluß des Parlaments vom 24. April 2002 „den Rahmen und die Grundlage“ der Deutsch-Tschechischen Erklärung des Jahres 1997 verlassen. In der besagten Parlamentsentschließung behaupten die tschechischen Parteivertreter, daß „rechtliche und vermögensrechtliche Beziehungen, die aus ihnen (das heißt den Benesch-Dekreten, Zusatz der Verfassung) hervorgingen, unanzweifelbar, unantastbar und unveränderlich sind“. Damit, so Dolzer,

sei die deutsche Regierung frei und zugleich gefordert, die Frage der Vertreibungs- und Enteignungsdekrete anzusprechen und eine angemessene Art der Wiedergutmachung auszuhandeln. Man kann Prof. Dolzer überwiegend, aber nicht in allen Punkten zustimmen. Er weist klar und eindeutig nach und belegt dies ausführlich mit deutschen und internationalen Veröffentlichungen, daß die Benesch-Dekrete, daß die Vertreibung und die dabei zusätzlich verübten Verbrechen völkerrechtswidrig sind. Die Frage ist keinesfalls durch Zeitablauf erledigt.

Er sieht die Vertreibung in der Nähe des Völkermordes, da sich die Absicht einer planmäßigen Vernichtung nicht nachweisen ließe. Dies sehen freilich andere Völkerrechtler wie etwa die Professoren Ermacora und Blumenwitz anders. Zweifellos war es die Absicht von Benesch und seiner Mittäter, die Sudetendeutschen als Volksgruppe zu zerstören, sie jeglicher Existenzmöglichkeiten und ihrer angestammten Heimat zu berauben, wobei Krankheit und Tod der Vertriebenen bewußt in Kauf genommen wurden. Diese und andere Vertreibungen bleiben unerhörte Verbrechen, die in demokratischen Rechtsstaaten keinen Platz haben dürfen, wenn nicht der Glaube an die Menschenrechte und die Gerechtigkeit völlig verlorengehen soll. Auch Benesch und die anderen Vertreiber müssen vor das Weltgericht. ■

AUCH BENESCH MUSS
WIE ANDERE VERTREIBER
VOR DAS WELTGERICHT

Völkerrechts untersucht. Eine Beurteilung nach dem Völkerrecht ist deswegen angebracht, weil diese Handlungen des tschechoslowakischen Staates gegen fremde Staatsbürger – nämlich Deutsche – gerichtet waren. Der Wissenschaftler verweist auf zahlreiche internationale Verträge und Beschlüsse, die

Tschechien:

»EIN STÜCK NORMALITÄT«

Sudetendeutsches Kontaktbüro in Prag eröffnet / Von Martin SCHMIDT

Für die Sudetendeutschen sind die nach wie vor eher schlechten Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Tschechien ein lästiges Hemmnis.

Immer wieder klagen sie darüber, daß die Zusammenarbeit mit den einfachen Tschechen in den Heimatgebieten zwar manch erfreuliche Fortschritte bringe, sich aber noch lange nicht so vertrauensvoll und beständig gestalten wie beispielsweise zwischen Karpäthendeutschen und Slowaken, Siebenbürger Sachsen und Rumänen oder auch zwischen Ostdeutschen und Polen.

Um so wichtiger sind aus Sicht der Sudetendeutschen Landsmannschaft (SL) die Vertrauensbildung und gezielte Informationspolitik vor Ort. Genau diesen Aufgaben widmet sich künftig das am 24. März eingeweihte SL-„Kontaktbüro“ in Prag.

Der SL-Vorsitzende und CSU-Europaparlamentarier Bernd Posselt, der mittlerweile viel frischen Wind in die landsmannschaftliche Arbeit gebracht hat, kommentierte das Ereignis gegenüber tschechischen Journalisten mit den Worten: „(...) dieses Büro ist keine Propagandazentrale, sondern es ist schlichtweg ein Kontaktbüro. Seine Arbeit wird sachlich und serviceorientiert sein. Das heißt, die praktische Unterstützung des Dialoges wird dort stattfinden.“

Die feierliche Eröffnung der Einrichtung, die Posselt auch als „Sudetendeutsche Botschaft“ und „ein

schon Italiener (in Prag leben erstaunlich viele Italiener), und der von zwei Sekretärinnen – einer Prager Deutschen und einer Tschechin – unterstützte Büroleiter ist Tscheche. Er heißt Peter Barton, ist Historiker, arbeitete bisher bei der Hanns-Seidel-Stiftung und kehrte nun aus dem Münchner Exil in seine böhmische Heimat zurück.

Die Einweihung des Büros wurde durch den tschechischen Pater Milos Raban durchgeführt, der sich um die Erneuerung der sudetendeutschen Wallfahrtskirche in Haindorf bei Friedland verdient gemacht hatte.

Dem bedeutsamen Anlaß entsprechend, trafen sich beim anschließenden Stehempfang im nahegelegenen Restaurant „U Glaubicu“ nicht nur die wichtigsten Funktionsträger der Sudetendeutschen – Bernd Posselt, sein Stellvertreter Matthias Sehling, Prof. Hans Sehling als Präsident der Sudetendeutschen Bundesversammlung, Franz Longin als Vorsitzender des Sudetendeutschen Heimatrates, Gerhard Zeihel von der SL-Österreich, Renate Slawik von der Seliger-Gemeinde, Rudolf Ohlbaum jun. von der Ackermann-Gemeinde u. v. a. –, sondern auch die politische und intellektuelle Crème de la crème der für die sudetendeutsche Belange aufgeschlossenen Tschechen.

Unter den rund 150 Ehrengästen befanden sich Vertreter aller im tschechischen Parlament vertretenen Parteien mit Ausnahme der Kommunisten, darunter der Vize-

schon Regierung auf. Führende tschechische Politiker wetteten ebenso gegen die Einweihung wie ein Großteil der Presse, allen voran das postkommunistische Blatt *Pravo*.

Der sozialdemokratische Ministerpräsident Vladimir Spidla kommentierte das Ereignis gegenüber Journalisten angeblich wie folgt: „Die Eröffnung des Büros ist gemäß unserer Gesetze nicht zu verhindern. Ich persönlich habe daran keine große Freude, den-

Immerhin ist zugleich der Gewissenskonflikt angedeutet, dem der SL-Vorsitzende wegen seiner grundsätzlichen Befürwortung eines tschechischen EU-Beitritts einerseits und der Kritik am Festhalten Prags an den Dekreten andererseits ausgesetzt ist.

Die nach wie vor erschreckend starke antideutsche radikale Linke Tschechiens rief für den 1. April gar zu einer Vor-Ort-Demonstration gegen das neue „Revanchisten-Büro“ auf. Der locker-fröhli-



Prag: Straßenschild als Sinnbild historischer Scheuklappen Foto: Hinz

noch denke ich, daß dies Bestandteil eines geläufigen demokratischen Prozesses ist.“ Von Mirek To-

chen Atmosphäre unter den Teilnehmern der Einweihungsfeier vom 24. März tat all dies keinen Abbruch.

In der anheimelnden Atmosphäre des in einem rußgeschwärtzten Kellergewölbe und einem Rittersaal untergebrachten Restaurants standen die Gäste dichtgedrängt ums Buffet und vertieften sich bei böhmischen Knödeln und Nürnberger Rostbratwürstchen in immer neue nette Gespräche (der deutsche Wirt des „U Glaubicu“ führte die fränkischen Bratwürste übrigens mit beträchtlichem Erfolg im Nachbarland ein).

Deutlich war dabei die Hoffnung zu vernehmen, die neue sudetendeutsche Vertretung möge doch mehr sein als „nur ein Kontaktbüro“ und „bloßes Symbol eines echten politischen Tauwetters zwischen der Republik Tschechien und Deutschland“.

LANDSMANNSCHAFTLICHE VERTRETUNG IN DIREKTER NÄHE ZUM PARLAMENT

Stück europäische Normalität“ bezeichnete, ist ein historisches Ereignis. Eigentlich sollte sie schon vor gut einem Jahr stattfinden; erste Planungen gab es sogar schon in den frühen 90er Jahren. Doch immer wieder kam etwas dazwischen, und Widrigkeiten aller Art machten eine geplante Immobiliennutzung nach der anderen zunichte.

Jetzt endlich scheint man mit den beiden auf der Prager Kleinseite in unmittelbarer Nähe zum Parlament und zum Senat gelegenen Büroräumen (Tomasska ulice 14) auf der sicheren Seite zu sein. Das Kontaktbüro ist als juristisch unanfechtbare tschechische GmbH organisiert. Der Vermieter der Räu-

präsident des Senats, Jan Ruml (Freiheitsunion), der Prager Abgeordnete Vladimir Riha (KDU-SČL) und der Olmützer Senator Frantisek Mezihorak (CSSD).

Von den Intellektuellen seien Prof. Rudolf Kucera, Politologe an der Prager Karlsuniversität (s. auch das Interview in OB 14/02), der Universitätsdozent Bohumil Dolezal sowie die Historiker und Publizisten Emanuel Mandler, Milan Churan, Victor Dobal und Petr Uhl hervorgehoben.

Erwartungsgemäß tauchte bei dem festlichen Empfang weder ein Vertreter der amtierenden tschechischen noch der bundesdeut-

polanek, dem Vorsitzenden der bürgerlichen ODS, also der Partei des neuen tschechischen Präsidenten Klaus, zitiert *Pravo* folgende Bemerkung: „Ich hoffe, daß dieser Schritt die tschechisch-deutschen Beziehungen nicht beschädigen wird und daß dies auch unser Referendum über den EU-Beitritt nicht beeinträchtigt.“

Die Zeitung *Lidove novine* konzentrierte sich in ihrem Bericht vom 26. März wie viele andere Blätter darauf, daß Posselt in einer speziellen Pressekonferenz erneut seine Ablehnung der Benesch-Dekrete bekräftigte, die für ihn „auf den Müllhaufen der Geschichte“ gehören.“

Posen:

ENTSPANNTE ATMOSPHÄRE

Polnisch-deutsch-russisches Totengedenken / Von Eve-Maria LUDWIG

Einer generellen polnischen Einladung folgend, begibt sich seit Herbst 1994 alljährlich am 23. Februar eine deutsche Delegation der „Hilfsgemeinschaft ehemaliger Posenkämpfer“ vor Ort, um an die etwa 5000 eigenen Toten der damaligen Kämpfe und die gefallenen Gegner zu erinnern.

Der Auftakt dieses Gedenkens erfolgte anlässlich des 50. Jahrestages der Kapitulation der Festung Posen. Zehn Angehörige der Hilfsgemeinschaft wurden damals zu den Erinnerungsfeiern sowie zu einem historischen Symposium der ehemaligen Kombattanten Polen, Russen und Deutsche geladen.

Das Ritual ist seither gleich geblieben, jedoch sind für aufmerksame Beobachter atmosphärische Veränderungen spürbar.

Die Feiern beginnen morgens mit dem Ablegen von Blumen und Kränzen und dem Entzünden von Kerzen an den Mahnmälen für die polnischen und russischen Gefallenen sowie am Hochkreuz auf der deutschen Kriegsgräberstätte. Dort sind seit letztem Jahr infolge einer Friedhofserweiterung mit Tausenden Zubettungen viele bronzene Namenstafeln hinzugekommen.

An den Ehrungen nehmen traditionell Vertreter der Posener Stadtverwaltung, der örtliche deutsche Honorarkonsul, manchmal auch der zuständige deutsche Generalkonsul, polnische Milizionäre und Veteranen, Abgesandte der Kriegsbestattungsdienste und der deutschen Minderheit sowie der Hilfsgemeinschaft ehemaliger Posenkämpfer teil.

Seit dem vorletzten Jahr ist außerdem der Potsdamer Standortkommandeur der Bundeswehr in Begleitung deutscher und polnischer Offiziere vertreten.

Um 12 Uhr mittags beginnt mit Sirenengeheul und Glockengeläut die zentrale Trauerfeier in der Zitadelle, dem Kernwerk der einstigen „Festung Posen“. Anschließend geht es für die Repräsentanten der heute noch etwa 200 Mitglieder zählenden Hilfsgemeinschaft – in der Mehrzahl überlebende Wehr-

machtssoldaten, aber auch Angehörige von Gefallenen – zum Empfang durch den Stadtpräsidenten ins Posener Rathaus. Zur festen Gewohnheit ist auch ein Kaffeebesuch bei der örtlichen deutschen Minderheit geworden.

Wie stark die große Politik die Ehrungen in Posen beeinflusst, bekam im Jahr 2000 die russische Seite zu spüren: Seither ist deren Generalkonsul wegen der heftigen Proteste von Posener Bürgern gegen den Tschetschenienkrieg weder auf dem Soldatenfriedhof in Milostowo noch in der Zitadelle vertreten gewesen.

Diesmal wagte er sich wieder in die Messestadt. Allerdings mußten die Zugangsstraßen zum Rathaus von Polizisten gegen aufgebrachte Demonstranten abgeriegelt werden, die Parolen gegen Putin („Mörder, Mörder!“) und den Tschetschenienkrieg skandierten.

Die deutschen Teilnehmer wurden wesentlich freundlicher aufgenommen. Schon auf der schriftlichen Einladung durch den Stadtpräsidenten Ryszard Grobelny bat man sie wertneutral zum „58. Jubiläum der Beendigung der Kämpfe um Poznan“. Begriffe wie „Kapitulation“ oder „Tag der Befreiung“ (dieser Terminus benutzte der russische Generalkonsul in seiner Rede) tauchten nicht mehr auf.

Daß es zu dieser Geste kommen konnte, lag nicht zuletzt am Einsatz des polnischen Historikers Dr. M. Wozniak. Der Vater dieses pensionierten Mitarbeiters des „Westinstituts“ war polnischer Widerstandskämpfer. Von ihm erzählte Wozniak ebenso wie vom „Vorbild“ der ehemaligen deutschen Posenkämpfer, auf deren Vereinsnadel nur die knappen Worte „Posen 1945“ auftauchen. Die noch im letzten Jahr sichtlich um Distanz zu

Blick nach Osten

US-HILFSTRÜPPCHEN

Wilna/Reval – Das litauische Parlament entschied sich am 25. März mit 59 gegen 13 Stimmen für die Entsendung von bis zu zehn Logistikspezialisten und sechs Armeearzten an den Persischen Golf. Verteidigungsminister Linkevicius erklärte, daß dieses „humanitäre Personal“ im Falle einer Anforderung durch die USA sofort ins Kriegsgebiet aufbrechen könnte. Am selben Tag leitete das estnische Kabinett einen Gesetzentwurf an den Riigikogu (Reichstag) weiter, der eine direkte Unterstützung für die Politik Washingtons nach Beendigung der Kämpfe beinhaltet. Demnach sollen maximal 55 Soldaten als Teil einer Friedenstruppe in den Irak entsandt werden.

WILDWEST-MANIEREN

Budweis – In Tschechien sitzt seit Ende März mit Karel Srba erstmals ein hochrangiger Politiker wegen Mordvorwürfen vor Gericht. Im südböhmischen Budweis muß sich der einstige Staatssekretär unter dem sozialdemokratischen Außenminister Kavan mit dem Verdacht auseinandersetzen, einen Auftragsmord an der Journalistin Sabina Slonková organisiert zu haben. Srba soll dafür einen Kleinkriminellen mit dem Szenenamen „Zitrone“ angeheuert haben, dem die Sache aber zu heiß wurde. Danach fanden Polizisten bei dem Politiker Waffen, umgerechnet eine Million Euro Bargeld in einem Plastiksack sowie Dossiers über das private Umfeld der Journalistin. Diese hatte offenbar über illegale Aktivitäten im Prager Außenministerium der Zeman-Regierung recherchiert.

ÖL FÜR MITTELEUROPA

Kiew – Auf einer Vorstandssitzung des Ukrainisch-Deutschen Forums und des Deutsch-Ukrainischen Forums in Kiew wurden unlängst neue Perspektiven des Erdöl-Transportkorridors Odessa-Brody-Danzig vorgestellt. Vor allem bekundete das Kiewer Außenministerium Interesse, deutsche Partner an der Belieferung Mitteleuropas (Polen, Tschechien, Slowakei, Süddeutschland) mit kaspischem Öl zu beteiligen. Während der Präsentation wurde auf das angesichts des Irak-Krieges erhöhte Interesse Europas an den Vorkommen im Kaspischen Meer hingewiesen. Wie der Präsident des Ukrainischen Industriellen- und Unternehmerverbandes Anatolij Kinach betonte, sei das Süd-Terminal des ersten Bauabschnitts Odessa-Brody bereits in Betrieb. Der zweite Abschnitt nach Danzig solle nun mit polnischem und möglichst auch deutschem Kapital abgeschlossen werden.

den angereisten Deutschen bemühten polnischen Veteranen äußerten diesmal den Vorschlag, daß beim nächsten Mal die Teilnehmer beider Länder nicht mehr gegenüber sitzen sollten, sondern „in gemischter Reihe nebeneinander“. So könne man mit Hilfe von Dolmetschern hoffentlich besser ins Gespräch kommen, sagten sie.

Für alle Teilnehmer des diesjährigen Gedenkens gleichermaßen bewegend war der vom neuen Posener Erzbischof veranlaßte, insbesondere die deutschen Gäste berücksichtigende erstmalige ökumenische Gottesdienst in der Adalbert-Kirche.

In allen Ansprachen wurde betont, daß die polnische Jugend immer mehr Interesse an den Ereignissen vom Januar und Februar 1945 bekunde und wissen wolle, wie es „wirklich“ gewesen sei.

Die Teilnehmer der Hilfsgemeinschaft bekamen das erwachende Interesse lebhaft zu spüren, als sie im Anschluß an den offiziellen Teil in ihrem Hotel von einem jüngeren Kameradeam aus einem Posener Vorort einzeln für eine Dokumentation befragt wurden. Man suche die „letzte Gelegenheit“, noch mit Zeitzeugen zu sprechen, hieß es. ■

KUNTERBUNT

Tolle Schnitzelrezepte

Was wollen wir heute essen? Dies ist eine der nervierendsten Fragen, denen sich jede Hausfrau und jeder Selbstversorger täglich aufs neue stellen muß. Der Metzger um die Ecke hat unter anderem wie so oft Schnitzel im Angebot, aber das gab es schon letzte Woche in paniert und gestern mit Salzkartoffeln und Pfeffersauce. Wer denkt, daß Schnitzel wirklich nur so langweilig verwendbar sind, sollte dringend den GU-Küchenratgeber „1 Schnitzel – 50 Rezepthits“ hinzuziehen. Die Möglichkeiten, die einem die Autorin Gina Greifenstein in ihrem appetitanregend bebilderten Kochbuch unterbreitet, zeigen, daß man über einen Monat lang Schnitzel verarbeiten kann, ohne sich über eine einseitige Speisekarte beklagen zu müssen.

Außer Schnitzel in Rotweinsauce, klassischem Jägerschnitzel und Schnitzel in Brokkolisauce, werden auch Schnitzel Italia, französisches Lauch-Camembert-Schnitzel und Schnitzel im Wirsingbett als Kochideen vorgeschlagen. Zu den besonderen Tipps zählen Schnitzelzetaschen, Salberöllchen, Käseschnecken, Züricher Rahmgescnuzeltes, Bamigoreng und Zucchini-spieß, bei denen man gar nicht mehr auf den Einfall kommt, daß diesen Gerichten ein Schnitzel als Grundlage diene. Auch die aufgeführten Beilagen wie beispielsweise Knoblauchchips, Kartoffelrösti, Gemüserisotto und fruchtiger Salat verdeutlichen, daß man mit Schnitzeln durchaus einen abwechslungsreichen Speiseplan erstellen kann. R. B.



Gina Greifenstein: „1 Schnitzel – 50 Rezepthits“, Gräfe und Unzer, München 2003, zahlr. Abb., 64 Seiten, 6,90 Euro



Detlef Gürtler schwört auf die Potentiale der deutschen Wirtschaft und Gesellschaft und betont die Stärken der sozialen Marktwirtschaft. In Anlehnung an die Alltagsweisheit eines Ludwig Erhard versucht der Autor Detlef Gürtler unter der Überschrift „Vorbild Deutschland. Warum die Amerikanisierung unserer Wirtschaft ein Ende haben muss!“ darzulegen, daß wir in Deutschland in dem stabilsten System in politischer und ökonomischer Hinsicht leben, welches die Welt zur Zeit zu bieten habe. Alles andere sei lediglich pessimistisches Gejammer, das die eigenen Möglichkeiten schmälere.

Von Kapitel zu Kapitel listet der studierte Volkswirt und Politikwissenschaftler die Felder auf, die vom Pessimismus betroffen sind, Verwaltung, Industrie, Parlament, um zu zeigen, daß alles gar nicht so schlimm sei, sondern daß es darum gehe, sich auf seine eigenen Stärken zu besinnen, und nicht darum, Krisen durch Gerede zu vertiefen. Der größte Fehler sei es jedoch, daß versucht werde, alles im Sinne des großen Vorbildes USA zu interpretieren und zu korrigieren. Auf diese Weise schade man der eigenen Verfaßtheit am meisten. Hier scheint ein kleiner Widerspruch im Buch aufzutauchen. Einerseits stehe Deutschland immer noch besonders gut da, nach Zeiten des anglo-amerikanisch geförderten Wirtschaftswunders, andererseits sei es aber gerade das marktwirtschaftliche Beispiel der USA, das es zu kritisieren gelte und dem man

DEUTSCHLANDS STÄRKEN

Volkswirt zeigt die Potentiale unserer Wirtschaftsordnung auf

nicht nacheifern solle. Aufgelöst ist diese Ungereimtheit durch die Einsicht des Lesers, daß es nicht die Wirtschaftsordnung alleine ist, die einen Unterschied zu den USA darstellt, nicht nur der Unterschied zwischen sozialer Marktwirtschaft und freier Wolfsgesellschaft, sondern auch die Unterschiede im gesamtpolitisch-kulturellen System. Ist hier die Sozialisierung des Gewinns und des Fortschritts politische Maßgabe, ist es dort die Maximierung dieser Größen aus Eigennutz, genauso wie deren egoistische Verwendung. So gesehen können die USA zur Zeit für die deutsche Gesellschaft kein Vorbild sein.

Gürtler lobt die Akteure des Alltäglichen in unserem Staat, die Gewerkschaften, die Unternehmen, die verschiedenen politischen Ansichten in der Gesundheitspolitik, auf dem Arbeitsmarkt, in der Administration wegen der grundsätzlichen Anlage. Es ist ein Optimismus auf dem Fundament der Erkenntnis, daß sich alles zum Besseren entwickelt und das Gute erhalten bleibt, weil eben das Ganze sinnvoll zusammenhängt. Damit kritisiert der Journalist jedoch nicht nur Systeme, sondern gleichzeitig ganze Theorien und Theoretikerkasten. Die Wirtschaftswissenschaftler in Deutschland vermitteln an den Universitäten die Ansichten einer Wolfsgesellschaft, nach

dem Motto „Wenn jeder an sich denkt – ist an alle gedacht“. Diese Technizisten seien jedoch nicht in der Lage, ihre Modelle in der Realität, die sich nicht durch Betrachtungen in Reagenzgläsern (abstrahierende Isolierung von Einzelproblemen) erkennen läßt, sondern durch komplexes Zusammenwirken gekennzeichnet ist, plausibel zu machen. Die Theoreme sind zwar handhabbar, aber unreal. So seien die deutschen Ökonomen die schlechtesten der Welt, die einerseits die Unzulänglichkeit ihrer Theoreme nicht einsähen, gleichzeitig jammernd aber immer gegen angeblich überkommene Mechanismen des ökonomischen und sozialen Zusammenspiels in Deutschland wetteten und sie in Richtung einer weiteren Wirtschaftsliberalisierung zu verändern trachteten. Die Fehler und das Versagen der Zukunft hätten schon die Wiedervereinigung um Hunderte Milliarden teurer gemacht als notwendig. Dies läge auch daran, und man denke an den Doktor der Geschichte an der Spitze des Bundeskabinetts zu jener Zeit, der nach der Einheit auch grundsätzliche ökonomische Entscheidungen fällte, daß die politische Klasse keinen Wirtschaftsverständnis habe oder diesen verliere.

Man mag meinen, daß in dem Buch mit dem Goldeinband und

dem deutschen Schäferhund im Titelbild ein zu positives Bild von den Möglichkeiten und Stärken deutscher Wirtschaft und Gesellschaft gezeichnet wird. Doch die einschränkenden Bemerkungen der letzten Kapitel kennzeichnen die Potentiale als das, was sie sind – als Kräfte, die in rechtem Sinne genutzt werden müssen, um positive Wirkung zu entfalten. In dieser Weise qualifiziert der 38jährige Autor die Prinzipien amerikanischen Wirtschaftens als materielle, dem Wohl des einzelnen und eines übergeordneten Ganzen, das man als Volk begreifen kann, zuwiderlaufende Handlungsmaximen.

Schuldig bleibt er die Antwort auf eine Frage, die sich dem Leser zwangsläufig stellt. Woher kommen solche segmentäre Einzelinteressen in der US-amerikanischen Wirtschaft, und welche Lobby hilft diesen Kräften wie zum Durchbruch? Daß diese Grundsätze jedoch auf Deutschland nicht passen und in Europa nur schwer zu realisieren sind, wird außerordentlich deutlich. Sie scheinen auch für die USA wenig wünschenswert. kpg

Detlef Gürtler: „Vorbild Deutschland. Warum die Amerikanisierung unserer Gesellschaft ein Ende haben muß“, Eichborn, Frankfurt 2003, geb., 192 Seiten, 17,90 Euro

DUNKLES GESTERN

Lebensbornkind sucht nach seiner Biographie

Die langsame Entdeckung der eigenen Biographie – ein Lebensborn-Schicksal – lautet der Titelzusatz des Buches von Gisela Heidenreich. Lebensborn? Waren das nicht die „arischen Zuchtanstalten“ der Nazis? Wer zu viel in der Boulevard-Presse gelesen hat, kennt diese reißerische Behauptung, Gisela Heidenreich belegt jedoch, daß die Aufgaben der Organisation Lebensborn anders geartet waren, als es viele gerne sehen würden. Die Autorin wur-

de selbst 1943 in einem Lebensbornheim in Oslo geboren und beginnt ihre Biographie mit Erinnerungen an die gemeinsame Reise mit ihrer greisen Mutter nach Norwegen. Der Beginn des Buches „Das endlose Jahr“ ist somit ziemlich langatmig, denn Mutter und Tochter stehen irgendwo in einem norwegischen Dorf und suchen das einstige Heim. Doch schon hier wird deutlich, daß Mutter und Tochter nicht dasselbe Ziel haben. Auf dieser Reise äußert die Mutter widersprüchliche Erinnerungen, die ihre Tochter verwirren. Diese will doch nur erfahren, wo sie geboren wurde, und ihre Mutter scheint alles zu tun, um so wenig wie möglich von damals preiszugeben. Nach dem Reisebericht kommt es zum Bruch in der Geschichte.

Plötzlich schreiben wir 1995, und Gisela Heidenreich nimmt einen Anruf bei sich zu Hause entgegen. Es ist ein Herr, der ihre Mutter sprechen will. Sein Vater war 1944 am Attentat auf Hitler beteiligt und wurde verhaftet; er und seine Geschwister wurden auseinandergerissen. Gisela Heidenreichs Mutter soll die Adoption geregelt haben, die in diesem Fall nichts anderem als einer Kindesentführung gleichkam. Nun braucht er die Hilfe der alten Dame, um seine wirklichen Eltern zu finden. Gisela Heidenreich ist schockiert, fragt ihre Mutter abermals nach ihren Aufgaben bei Lebensborn, doch diese behauptet, er sei nur eine soziale Einrichtung gewesen und sie habe nichts Falsches getan. Trotz der Beteuerungen der Mutter glaubt die Tochter ihr nicht und beginnt selber nachzuforschen. Zu viele Lügen hat ihr die Mutter im Laufe ihres eigenen Lebens schon als Wahrheit verkauft. Wieso war ih-



re Mutter schließlich erst ihre Tante? Ist ihr Vater ein in Rußland vermißter Soldat oder ein ehemaliger hoher SS-Offizier? Wieso mußte ihre Mutter bei den Nürnberger Prozessen aussagen? Was war die wirkliche Aufgabe der Organisation Lebensborn?

Spannend und eindringlich schildert die heute 60jährige die Suche nach ihrer Herkunft und der Vergangenheit ihrer Mutter. Diese stimmt sich allen Nachforschungen ihrer Tochter entgegen und hinterläßt damit den Eindruck, wirklich etwas zu verbergen zu haben.

„Das endlose Jahr“ beschreibt einen bisher literarisch wenig bearbeiteten Aspekt der Vergangenheitsbewältigung. Welche Funktion hatten speziell die eigenen Eltern und Großeltern während der NS-Zeit? Waren sie nur Mitläufer, gar Widerständler oder vielleicht sogar Täter? Gisela Heidenreich schildert ihre Zerrissenheit zwischen Mutter- und Wahrheitsliebe in einer nachvollziehbaren Tiefe. Die praktizierende Familientherapeutin hat mit ihrem neuesten Buch ein sprachlich und psychologisch höchst bemerkenswertes Werk über den Konflikt der Nachkriegsgenerationen zu ihrer Eltern-Generation vorgelegt. Eindrucksvoll! R. Bellano

Gisela Heidenreich: „Das endlose Jahr“, Scherz, München 2002, geb., 320 Seiten, 19,90 Euro

NICHT NUR FÜR MILITÄRS

Informationswerk über die Flotten dieser Welt

Wer sich heute über den weltweiten Stand der maritimen Rüstung informieren will – und den meisten Journalisten täte das sehr gut –, der nehme Weyers Flottentaschenbuch zur Hand, und er ist im Bilde. Bereits im Jahre 1900 erschien die erste Ausgabe des Weyers; damals war aber nur die deutsche Marine dort aufgelistet. Die nächste Ausgabe behandelte bereits alle Seestreitkräfte weltweit. Die Ausgaben 1903 und 1904 sind heute so gut wie nicht mehr zu beschaffen, weil die zaristische Marine seinerzeit alle verfügbaren Exemplare aufgekauft habe. Der Grund: Rußlands Krieg mit Japan. In beiden Weltkriegen spielte das Handbuch eine wichtige Rolle zur Unterstützung der Kriegsschiffkommandanten. So ist es heute noch möglich, gut erhaltene Ausgaben von 1941/42 zu erhalten, weil die Kriegsmarine Hunderttausende dieser Handbücher bestellte.

Wie schon vor 100 Jahren ist das Handbuch übersichtlich in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil sind die Seemächte von A wie Ägypten bis Z wie Zypern aufgelistet. Jedes Schiff, egal ob im Dienst, in Reserve, im Bau oder gar erst in Planung ist aufgelistet und man erfährt alle wichtigen Daten wie Länge, Breite, Tiefgang, Maschinenleistung, Geschwindigkeit, Bewaffnung, Senso-

ren und so weiter. Im zweiten Teil sind Decks und Seitenansichtsskizzen zu sehen, wozu nochmals die wichtigsten technischen Daten angegeben sind. In einem dritten Teil schließlich gibt's etwas fürs Auge. Ein Fototeil bringt von jeder wichtigen Schiffsklasse eine Ansicht. In einer Art Anhang sind dann noch Rohrmaschinen, Raketen, Bordflugzeuge und Hubschrauber mit ihren Leistungen aufgelistet. So ausgestattet fällt es auch interessierten, aber unkundigen Laien leicht, sich in die Materie einzuarbeiten.

Die akribische Genauigkeit des Werkes geht so weit, daß sogar die Schiffe und Boote von Binnenstaaten, die nur auf Flüssen Kriegsschiffe unterhalten, aufgelistet sind. Die USA reduzieren weiter ihre Seestreitkräfte, da ihnen jeder ernstzunehmende Konkurrent zur See fehlt. Die Mächte im Fernen Osten wie China, Taiwan, Indien und auch Japan verstärken ihre Seestreitkräfte kontinuierlich, während die europäischen Mittelmächte weiter die Anzahl ihrer Schiffe reduzieren. Eine Ausnahme hiervon bildet Italien, das nunmehr seinen zweiten Flugzeugträger auf Stapel gelegt hat und sich bemüht, mit Großbritannien und Frankreich zur See gleichzuziehen. Erwähnenswert ist auch eine ungebremste Aufrüstung der Türkei zur

See, die von den USA gezielt zur Ordnungsmacht aufgebaut wird. Brasilien hat mit der Übernahme des 40 Jahre alten französischen Flugzeugträgers „Foch“ im süd-amerikanischen Raum nunmehr unangefochten die Vorherrschaft zu See übernommen.

Die neueste Ausgabe, es ist mittlerweile die 65., hat 871 Fotos, 1.509 Schiffszeichnungen und ist, wie seit einigen Jahren üblich, zweisprachig (deutsch/englisch) erschienen. Als Neuerung ist in dieser Ausgabe die Umstellung auf Farbaufnahmen zu vermelden, was nicht unerhebliche Kosten verursacht hat.

Während der Weyers und sein britisches Gegenstück, „Jane's Fighting Ships“, in beiden Weltkriegen selbstredend zum Handwerkszeug jedes Schiffskapitäns gehörten, denkt der bundesdeutsche Berufsstand der Journalisten leider, ohne fachkundiges Material auskommen zu können. Klaus Gröbig

Weyers Flottentaschenbuch 2002/2004, Bernard & Graefe, 2002, 871 farbige Fotos, 920 Seiten, 64 Euro



Die vorgestellten Bücher sind beim PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon 0 40/41 40 08-27, zu beziehen.

Preußischer Mediendienst

JETZT NEU



Märchen aus dem Bersteinland
Gesammelt und erzählt von Ruth Geede
CD **14,90 €**

Nach der Heimat zieht's mich wieder
Traumreise · Annas Flucht
Ostpr. Reiterlied · Vaters Heimat
Masurenlied · Ostpreußenlied



Lieder für Ostpreußen
CD **14,30 €**



Der weite Weg
Von Ostpreußen über Sibirien nach Niedersachsen
Kart., 145 S. **13,50 €**



Ich kam nicht als Fremder
Erinnerungen eines Flüchtlingskindes
Kart., 248 S. **13,80 €**



Der Weg zum Glück
Wenn Du fühlst, daß in Deinem Herzen etwas fehlt – dann kannst Du, auch wenn Du im Luxus lebst, nicht glücklich sein.
Geb., 155 S. **17,90 €**



Agnes Miegel
Gisela Limmer von Massow spricht Gedichte und Balladen von Agnes Miegel
CD **15,50 €**



Ostpreußische Forst- und Jagdgeschichten
Geschichten aus der Heimat erzählt vom ostpreußischen Forstmeister Helmut Matzke.
Geb., 272 S. **17,00 €**



Klartext
Für Deutschland Möllemann.
Enfant terrible der FDP und der vielleicht streitbarste Politiker der letzten Jahre, deckt schonungslos auf, wie es hinter den Kulissen der nationalen und internationalen Politik wirklich zugeht.
Kart., 266 S. **18,00 €**



Es begann am Ufer der Weichsel
In der Kindheit und Jugend eines Mädchens deutscher Herkunft im Polen der dreißiger und vierziger Jahre, aber auch in einer zarten Liebesgeschichte spiegelt sich ein Stück der leidvollen Vergangenheit der Polen und der Deutschen.
Geb., 286 S. **19,90 €**



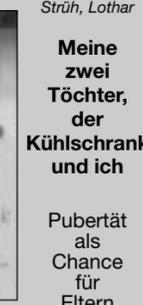
Die Schweigespirale
Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut
Das Werk trägt wesentlich zum Verständnis der öffentlichen Meinung bei.
Es ist vielleicht eines der wichtigsten Bücher der letzten Jahrzehnte.
Geb., 422 S. **24,90 €**



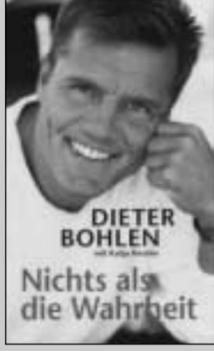
Wilddieberei und Förstermorde
Die spannenden Fälle des Kriminalkommissars Otto Busdorf – der Feind der Wilderer.
Geb. 351, S. **24,95 €**



Wie ich zu meiner Heimat stehe
Erstmals liegen nun feuilletonistische Texte und Gedichte von Agnes Miegel vor.
Geb., 311 S. **20,50 €**



Meine zwei Töchter, der Kühlschrank und ich
Pubertät als Chance für Eltern
Geb., 206 S. **14,90 €**



Nichts als die Wahrheit
Geb., 335 S. **20,00 €**



Kriegsverbrechen in Europa und im Nahen Osten im 20. Jahrhundert
Zwei ausdrückliche Experten der Geschichte des 20. Jahrhunderts, Franz Seidler und Alfred de Zayas (Kulturpreisträger der Landsmannschaft Ostpreußen 2002!) haben die Kriegsverbrechen aller Seiten des letzten Jahrhunderts zusammengetragen und schaffen damit ein beeindruckendes, wenn auch erschreckendes Kompendium der letzten 100 Jahre.
Geb., 380 S. **49,90 €**



Geheimdienste im Zweiten Weltkrieg
Das komplett überarbeitete und kommentierte Standardwerk des Mannes, der das Kriegstagebuch bei General von Manstein führte und jüngster Träger des bayerischen Militär-Max-Joseph-Ordens war. Nach Öffnung der englischen und amerikanischen Archiven ist ein inhaltsreiches Buch über die Geheimdienste im Zweiten Weltkrieg entstanden. Mit eigenem Kapitel zur Chiffriermaschine „Enigma“!
Archiv aus dem Zweiten Weltkrieg ist ein inhaltsreiches Buch über die Geheimdienste im Zweiten Weltkrieg entstanden. Mit eigenem Kapitel zur Chiffriermaschine „Enigma“!
Geb., 480 S. **39,90 €**



Als die Russen kamen
Der westpreußische Autor berichtet über seine Kindheit auf den ostpreußischen Gütern mit seiner Familie. Angst, Schrecken und Qualen durch die Rote Armee prägen das Bild. Außerdem werden Kindheits Erinnerungen von Wolfgang Brandt aus Breslau, Meta Schmidt, einer Rußlanddeutschen, Hans Graf von Lehndorff aus Königsberg und Martin Bormann, Sohn des engsten Vertrauten Adolf Hitlers, präsentiert.
Geb., 179 S. **12,95 €**



Gertrud Lerbs-Bernecker
Eine Künstlerin aus Ostpreußen
Eine umfassende Biografie erinnert erstmalig an die Malerin und Grafikerin. In diesem Buch: Bekannte und unbekannte Werke von Kindheit an, ihre selbstgeschriebene Lebensgeschichte, Fotos, auch aus Königsberger Zeit, viele Briefe, Landkarten und Pläne.
240 S. (Kunstdruckpapier), teils farbige Abbildungen
Von Ruth Geede empfohlen!
29,50 €



Wo der Sprosser sang
Ein Buch der ostpreußischen Familie
Geb., 128 S. **10,20 €**



Land der vielen Himmel
Ein wunderschönes Buch mit zahlreichen authentischen Bildaufnahmen eines urdeutschen Landstrichs, der heutzutage leider in Vergessenheit geraten ist. Das Memelland lebt durch dieses Buch wieder auf!
Geb., 156 S. **24,90 €**



Holt Hartmann vom Himmel!
Die Geschichte des erfolgreichsten Jagdfliegers der Welt
Geb. 342 S. **16,00 €**



Schatzkästchen Ostpreußen
Die schönsten Filme über Ostpreußen aus den Jahren 1925 bis 1945 in der Originalbild- und -tonfassung.
3 VHS-Cassetten mit je ca. 65 Minuten Laufzeit
Video **45,95 €**



Schlösser und Gutshäuser im ehemaligen Ostpreußen
Dieser reich illustrierte Band wurde mit der Unterstützung der Landsmannschaft Ostpreußen erstellt.
Geb., 397 S. **29,00 €**



Das einfache Leben – Roman
Der berühmteste Roman des ostpreußischen Autors, der damals zu einem Welt-erfolg wurde, gewinnt in unserer Zeit eine neue, bewegende Aktualität. Das Buch erzählt von der Kraft, die in einem einfachen Leben liegt.
Geb., 394 S. **16,90 €**



Wolken über weitem Land
In farbigen Episoden wird das Leben einer Familie aus Masuren über die Generationen hinweg geschildert.
Geb., 416 S. **19,90 €**

Senden Sie diesen Bestellschein an: 14/2003
Preußischer Mediendienst, Parkallee 86, 20144 Hamburg,
Fax: 040 / 41 40 08 58 Telefon 040 / 41 40 08 27
E-Mail/EPPost: info@preussischer-mediendienst.de
Internet: www.preussischer-mediendienst.de

Menge	Titel	Preis

Lieferung gegen Rechnung, Versandkostenpauschale € 4,- / Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, CD's, DVD's und MC's sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Vorname: _____ Name: _____
 Straße, Nr.: _____ E-Mail/EPPost _____
 PLZ, Ort: _____ Tel. _____
 Ort, Datum: _____ Unterschrift: _____

FARIN UND GLUMSE

Von Heinz Kurt KAYS

Ab und zu soll es schon vorgekommen sein, daß ein Mensch, der aus einer völlig anderen Gegend stammte, nach Masuren verschlagen wurde. Manchmal, freilich nur äußerst selten, geschah dies gar mit einer Frau. Und wohl nur ein einziges Mal überhaupt gelangte eine solche Person bis nach Malschöwen am gleichnamigen See. Beides, Ort wie Gewässer, lagen sozusagen „hinten, weit in der Türkei“ – um mit Goethe zu sprechen. Konkret hieß das im hier anstehenden Fall: im Kreise Ortelsburg, fast unmittelbar an der Grenze zum Polnischen.

Dieses Malschöwen, zunächst nur ein Marktflecken, erhielt späterhin gar die Stadtrechte. Dennoch, mehr als so um die zweitausendfünfhundert Einwohner hat es dort nie gegeben. Einer davon war der Konrad Buttgerit, welcher das betrieb, was man heutzutage einen „Tante-Emma-Laden“ zu nennen pflegt. Er hatte ihn in dem von seinen Eltern geerbten Häuschen an der Kaiser-Wilhelm-Straße eingerichtet, die man in einem Anfall von Großspürigkeit als Hauptverkehrsader von Malschöwen bezeichnen konnte.

Das war mit einer der Gründe, warum das Geschäft des Ladenbesitzers Konrad Buttgerit nicht schlecht lief. Es ging ganz im Gegenteil so gut, daß es sich der Inhaber beispielsweise erlauben konnte, in einem schönen Sommer für drei oder vier Wochen „ins Reich“ zu fahren, und zwar in das Ruhrgebiet. Dort, vielleicht in Castrop-Rauxel oder auch in Wanne-Eickel, lebte nämlich sein Bruder Gustav. Der hatte – wie so manch anderer Bewohner Masurens – sein berufliches Fortkommen im Bergbau gesucht und wohl auch gefunden.

Diese Besuchsreise des Konrad Buttgerit nun gab den Anstoß für die folgende kleine Geschichte. Im Lande an Rhein und Ruhr lernte er nämlich ein Fräulein Annemarie Schmitz kennen. Nein, er lernte sie nicht nur kennen, er verliebte sich auch unsterblich in sie. Und die Marjell aus dem fernen Westen verguckte sich ebenso in den jungen Mann aus Masuren. Was natürlicherweise zur Folge hatte, daß sich die Einwohnerschaft von Malschöwen um eine „Person weiblichen Geschlechts“ vermehrte, wie es damals im Behördendeutsch hieß.

Bis es soweit war, verging allerdings noch einige Zeit. Doch auf die bei solcher Gelegenheit erforderlichen Präliminarien muß hier nicht eingegangen werden. Es ist lediglich zu berichten, daß der Einzelhandelskaufmann Konrad Buttgerit knapp sechs Monate später erneut gen Westen fuhr und anschließend zusammen mit sei-

ner ihm frisch angetrauten Ehefrau, die er zärtlich „Annemiechen“ nannte, heimkehrte nach Malschöwen. Was zu einem großen Andrang in seinem Geschäftslokal führte, denn jedermann wollte selbstverständlich die fremde Marjell sehen und begutachten.

Und das war ohne Schwierigkeiten möglich, denn die geborene Schmitz aus dem fernen Rheinland stand bald von früh bis spät hinter der Tonbank und bediente die Kundschaft. Sie bot übrigens einen durchaus erfreulichen Anblick in ihrem blütenweißen Kittel, der sich an den richtigen Stellen bauschte, und mit dem krausen Blondhaar, welches ihr frisches Gesicht umrahmte. Die Lehrersfrau Urbanek, die für diese Fragen als oberste Autorität galt, urteilte jedenfalls so: „Geschmack hat er gehabt, der Konrad. Hätt' ich ihm nicht zugetraut, dem Lorbaß.“

Sie war also eigentlich ganz gut eingeführt in Malschöwen, diese Annemarie. Aber, wie das so ist im wirklichen Leben, es tauchten auch gewisse Schwierigkeiten auf. Denn es gab doch beträchtliche Unterschiede zwischen dem äußersten Westen und dem tiefsten Osten. Das galt zum Exempel etwa für die Sprache, wie sich alsbald erweisen sollte. Denn im Laden von Konrad Buttgerit erschien eines Tages die Postobersekretärswitwe Amanda Kuballa, ein schon etwas angejahrt Frauchen.

Diese Madam verlangte das und jenes, von allem nur ein wenig, denn wenn man allein stehend ist, braucht man nicht viel. Sie wurde von Annemiechen dennoch freundlich und aufmerksam bedient.

Schließlich schien die Kundin alles beieinander zu haben und griff zum Geldbeutel, als ihr doch noch etwas einfiel. „Ach ja“, sagte Frau Kuballa, „beinah hätte ich es vergessen. Ein Pfundchen Farin tät' ich noch brauchen.“

Annemarie Buttgerit, bekanntlich frisch importiert nach Malschöwen, blickte etwas ratlos. „Ein Pfundchen“, das konnte sie sich zusammenreimen, das mußte ein halbes Kilo sein. Aber „Farin“, was um Himmels willen war Farin? Sie wußte es nicht. Was war da zu tun?

Kurzentschlossen wählte sie den bequemsten Ausweg: „Tut mir leid, Verehrteste, aber Farin ist heute nicht vorrätig.“

„Erbarbung“, kam es zurück, „wie kann denn das sein, liebe Frau Buttgerit? Hat der Herr Gemahl vergessen, welchen zu bestellen? Dabei brauch' ich dringend ein Pfundchen für meinen Nachmittagskaffee. Ich trink ihn immer mit Schmand und Farin.“



Thea Weber: Frühling in Ostpreußen (Mischtechnik)

Wie trinkt man ihn denn im Rheinland? Etwa nur schwarz und bitter?“

„Selbstverständlich nicht“, erwiderte Annemiechen. „Zu Hause nehmen wir zum Kaffee stets Sahne und Zucker.“ Die Postobersekretärswitwe schlug verwundert die Hände über dem Kopf zusammen: „Nu also, was soll man da sagen? Reinweg wie bei mir, immer mit Schmand und Farin. Aber nun muß ich ihn wohl so trinken, wo ich ihn doch nur süß mag. Aber ist ja kein Farin da.“

„Momentchen, ganz kleines Momentchen“, ging die Kaufmannsgattin dazwischen, denn nun hatte es bei ihr gedämmert. „Ich werd' schnell mal nachschauen im Lager, vielleicht find' ich dort noch was.“ Sie verschwand und kam nach einigen Minuten lächelnd wieder zurück. „So“, sagte sie, „da hab ich tatsächlich noch ein Pfund Farin gefunden.“

Zufrieden nahm die Kundin die Tüte mit dem Zucker in Empfang, bezahlte ihre Einkäufe und verschwand mit freundlichem Gruß. Annemarie Buttgerit atmete auf, das Problem mit dem „Farin“ war gelöst. Doch es dauerte nicht lange, als auch schon ein neues nahe, und zwar in Gestalt der Schustersfrau Gretchen Turowski, der es nach einem Kilo „Glumse“ verlangte.

Diesmal entschied sich Annemiechen für den direkten Weg. Sie fragte geradeheraus: „Glumse? Was ist das? Ich bin ja noch ziemlich neu hier in Malschöwen.“ Gretchen Turowski nickte verständnisvoll und hub an, zu erklären: „Glumse kommt von der Kuh. Wird meist von der Meierei geliefert. Ist weiß und klumpig und schmeckt gut.“

„Aha“, mutmaßte die Verkäuferin, „das kann nur Dickmilch sein.“ Doch die Kundin winkte ab: „Nei, nei, bißchen fester noch und krümelig. Man tut meist Schnittlauch rein.“ Nun wußte Annemarie Buttgerit bescheid: „Dann ist Glumse wohl Quark?“ Die Frau Turowski bejahte erleichtert, und damit war auch dies geklärt.

Sie lernte schnell, die Marjell, die aus dem Ruhrpott gekommen war, oder aus dem Rheinland. So genau kannte man sich damit nicht aus in Malschöwen, es war ja auch ziemlich egal. Jedenfalls, als der Stallknecht Ludwig Bendul im Laden erschien und vor sich hin brummelte: „Knaster for min Piep“, da langte sie sofort und ohne zu zögern nach einer der blauen Spitzentüten, in denen der damals vorwiegend aus den Rippen der Tabaksblätter gefertigte Krüllschnitt abgepackt war.

Natürlich gab es immer wieder kleinere Rückschläge. Als etwa Oma Majewski aus dem Nachbarhaus ein Päckchen Kümmel verlangte, weil sie diesen an ihren

„Kumst“ tun wollte, war es freilich relativ einfach. Sie bekam sofort das Gewünschte. Und was das ominöse „Kumst“ bedeutete, danach erkundigte sie sich bei ihrem masurischen Ehegatten und erfuhr so, daß es sich dabei um nichts anderes handelte als um den beliebten Weißkohl.

Den kochte Annemiechen bald darauf zum Mittagbrot und tat auch gut Kümmel daran, so daß er ihrem Konrad wohl schmeckte. Er leckte sich jedenfalls anschließend zufrieden die Lippen und äußerte den Wunsch, demnächst „Flinsen“ auf dem Tisch vorzufinden. Und als sein Frauchen verständnislos dreinschaute, da sagte er nur: „Schon gut, ich laß sie von Oma Majewski machen. Die kann sowieso niemand so gut wie sie.“

Und so geschah es. Als die Flinsen tatsächlich serviert wurden, lachte die Hausfrau laut heraus. „Aber mein Guter“, verkündete sie, „dazu hätten wir keine fremde Hilfe gebraucht. Die kann ich genauso, vielleicht noch besser. Du hättest nur sagen müssen, was diese Flinsen sind. Denn die kennen wir auch, nur sagen wir Reibekuchen dazu.“ Gerade auf dem in Masuren so wichtig genommenen kulinarischen Gebiet machte die

zugereiste Frau Buttgerit rasche Fortschritte. Wie die Reibekuchen, die ja auch Kartoffelpuffer genannt werden konnten, waren ihr bald auch die allseits gerühmten Königsberger Klopse geläufig, schön mit Kapern und weißer Soße. Nun lernte sie, saure Fleck zuzubereiten, und ebenso süße Keilchen. Selbst die in Fett herausgebackenen Raderkuchen zum Sonntag-nachmittagskaffee gerieten ihr schließlich hervorragend.

Ihr Mann war es wohl zufrieden und nahm mählich an Umfang wie Gewicht zu. Und Annemiechen erfreute sich deshalb in Malschöwen eines durchaus guten Rufs. Völlig anerkannt wurde die junge Frau Buttgerit als Einheimische aber erst, als sie das vielgebrauchte Wort „Erbarbung“ zur richtigen Gelegenheit und in der sozusagen korrekten Tonfolge anzuwenden verstand. Was sich etwa so anhörte: „Errrbaarrung!“ Das – freilich – dauerte noch eine ganze Weile. Und zwar exakt bis zur dritten Niederkunft von Annemiechen aus dem Rheinland. Da entschlüpfte ihr dieses Wort, als ihr die Hebamme freundlich lächelnd mitteilte, daß Meister Adebar diesmal gleich ein Zwillingspärchen durch den Schornstein geschmissen hatte. ■

99 SCHAFSKÖPFE

Von Robert JUNG

Nicht nur in unseren Tagen gleicht die Gegend rund um den Alexanderplatz einer einzigen Baugrube. Doch manches stattliche Anwesen, das leider im Bombenhagel unterging, hatte Friedrich der Große in Berlin und Potsdam auf seine Kosten erbauen lassen. Zu diesen Bauten gehörte auch eins aus den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, ein besonders herausragendes Eckhaus am Alexanderplatz.

Die Bauzeit dieses sehenswerten Hauses fiel in das Jahr 1780. Um diese Zeit war für das noch schlichte, weniger imposante Berlin der schöne Barockbau ein ganz besonderes Ereignis, von allen Seiten immer wieder bewundert.

Nun hatte zu damaliger Zeit der Architekt unter dem Dachgesims eine große Anzahl von Widderköpfen anbringen lassen, die damals den Berlinern als schmückende Zierat völlig unbekannt waren und neugierig bestaunt wurden. Mit diesen „Schafsköpfen“ hatte es aber noch eine besondere Bewandnis. Anlaß war ein aus der Mark zugewanderter Bürger, dem der König dieses Haus am „Alex“ errichten ließ und der während der gesamten Bauzeit dem Alten Fritz immer aufs neue seine Bitten bzw. Änderungswünsche vortrug. Seine Belästigungen wurden mit der Zeit

dem König immer unangenehmer. Bald wollte er dieses, bald jenes noch an seinem Haus verschönert sehen. Zuletzt bedrängte er den König, er möge ihm doch noch allerhand neue Verzierungen mit mehr Geschmack anbringen lassen. Obwohl der Alte Fritz schwer von der Gicht geplagt war, befahl er doch dem Baumeister, 99 „Schafsköpfe“ unter das Dachgesims zu setzen.

Als dies nach mühevoller Arbeit geschehen war, kam der immer noch unzufriedene neue Hausherr zum König gerannt: „Majestät! Solche Verzierungen habe ich aber nicht gewollt. Ich dachte an größere Schnörkeleien oder mehr Schwung in der ganzen Linie. Übrigens – es sind ja auch auf Befehl Euer Majestät nur 99 Schafsköpfe angebracht? Warum in diesem Fall nicht gleich hundert?“

In diesem Augenblick lief dem König die Galle über und zornig sagte er: „Habe ich Ihn nicht genügend schöne Verzierungen anbringen lassen ... und dies von einem meiner besten Baumeister? Wenn Sie aber nicht nach Seinem Geschmack sind, dafür kann ich nichts! Und wenn es Ihn nicht genug Köpfe sind unter Dachgesims, dann geh' Er nach Hause und lege sich selbst ins Fenster, dann hat Er endlich das Hundert voll!“ ■

Glück

Von

Eva PULTKE-SRADNICK

Wird's Frühling im Garten
Wird's Frühling im Herz'
Hol vor deinen Spaten
Häng weg deinen Nerz
Sing schnell dir ein Liedchen
Mach's Fenster weit auf
Vielleicht freut sich der Nachbar
Vielleicht regt er sich auf
Begieß deine Blume
und schmücke dein Heim
Und fange den goldenen
Sonnenschein ein.

SIE LIEBEN DAS LICHT DES NORDENS

In Deutschland wachsen etwa 30 verschiedene Weidenarten - Als Heilpflanze beliebt

Felbern, Katzenstrauch, Korbweide, Maiholz, Weihbuschen, Bruchweide, Fieberweide, Lorbeerweide, Purpur-Weide, Silber-Weide, Knackrinde nennt sie der Volksmund. Salix war der Name der Weide im antiken Rom, und Salix heißt wissenschaftlich die Familie der verschiedenen Weidenarten, die zumeist in Mittel- und Südeuropa beheimatet sind. Sie sind Kätzchenträger wie die ihnen verwandten Pappeln. Männliche und weibliche Blüten, Kätzchen genannt, wachsen auf verschiedenen Bäumen, Sträuchern, Büschen. Wir sehen sie zumeist an Bach- und Flußläufen, in Ufernähe und sumpfigem Gelände. Da ihre biegsamen Zweige sich besonders gut zum Körbelflechten eignen, werden viele Weidenbäume alle paar Jahre zur Winterzeit ihrer langen Ruten beraubt. Sie treiben bald mit der Kraft des steigenden Saftes wieder gehörig aus und stehen unbelaubt wie struwelpettrige Gestalten gespenstisch im Nebel, der sich im Herbst, Winter und Frühling oft über der Küstenlandschaft und den Tälern ausbreitet. Nur der gewaltige Stamm mit der tief rissigen, grauen Rinde verrät, daß diese „Kopfleide“ schon sehr alt ist.

Die Botaniker benennen rund 160 Weidenarten, die sich nur schwer voneinander unterscheiden lassen, weil sie alle leicht Bastarde bilden. Die das Licht liebenden Weiden haben sich die gemäßigte Zone der nördlichen Halbkugel erobert. Die

Weidenflora in Grönland und Spitzbergen besteht allerdings nur aus niedrigen, nur wenige Zentimeter hohen Sträuchlein. Als Überreste der Eiszeit finden wir die polaren Weiden (*Salix reticulata*, *Salix silesiaca*, *Salix retusa*) noch auf einigen Hochmooren des Riesengebirges, des Harzes und in den Alpen.

In Deutschland wachsen etwa 30 verschiedene Weidenarten, die zwischen Anfang März und Mitte Mai blühen. Kätzchen der männlichen Weiden pudern überreich nahrhafte gelbe Pollen über ihre Besucher. Gold- und Schmarotzerwespen sind gierig der leuchtenden Einladung gefolgt. Zitronenfalter, Kleine Füchse und Trauermantel, die den Winter über in schützenden Verstecken, in Baumritzen und hohlen Stämmen, ausharrten, gaukeln im Sonnenschein von Blüte zu Blüte, um sich zu stärken. Aber der eiweißreiche, mehlig Blütenstaub macht sie durstig. Die weise Schöpfung bietet in den grünlichen, etwas kürzeren, dafür aber dicken Kätzchen der weiblichen Weide köstlichen Nektar an. Aus jeder Blüte ragt ein zartfädiges Büschelchen und „kassiert“ bei der Begrüßung einige Pollen, die gewiß auch noch am Pelz der fleißigen Bienen hängen.

Nach dem Verblühen läßt die Weide ihre Kätzchen fallen. Aber ihre winzigen Samen trage zarte, seidige Flügel, mit denen sie auf dem Wind reiten, bis sie irgendwo landen und vielleicht wurzeln können. Unsere

Weidenkätzchen:
Wichtige erste Nahrung für Bienen im Frühjahr

Foto: Bahrs



weit verbreiteten Salweiden pflanzen sich zumeist durch ihre Samen fort. Die meisten anderen Weidenarten lassen sich leichter durch Stecklinge vermehren.

In katholischen Gegenden war es jahrhundertlang guter Brauch, daß die „Palmstecken“, zumeist um Palmarum geschnittene Weidenruten, zu Ostern als „Palmbuschen“ geschnitten und vom Pfarrer gesegnet, später um Felder getragen und eingepflanzt wurden. Solche Stecklinge schlugen leicht Wurzeln. Aber durch die vom Wind getragenen Samen bastardisieren die früh- und spätblühenden Salixarten leicht.

Als Heilpflanze, aus deren Rinde Salicylsäure, Ausgangsstoff des wirksamen Aspirins, gewonnen wurde, hatte die Weide eine große Bedeutung, bis man die Salicylsäure auch im Labor herstellen konnte. Wie das wirksame Salicin der Wei-

denrinde hilft das Medikament Aspirin bei fieberhaften Erkrankungen, Kopfschmerzen und Schmerzen durch Entzündungen und rheumatischen Erkrankungen. Die in der Apotheke erhältliche Arznei kann bei längerer Einnahme jedoch den Magen belasten.

Als altes, aber immer noch wirksames Hausmittel gilt der Weidenrinden-Tee bei fieberhaften Erkrankungen mit Kopfschmerzen. Man reicht ihn auch bei Magen- und Darmbeschwerden, bei Rheuma und Gicht, um Harnsäure aus dem Körper auszuscheiden. Rezept: 1 Teelöffel fein geschnittene Weidenrinde wird mit 1/4 Liter Wasser langsam zum Kochen gebracht, nach 5 Minuten abgeseiht. Täglich 2 Tassen davon zu trinken gilt als rechtes Maß, bei dem Nebenwirkungen nicht zu befürchten sind. Nur für Schwangere, so heißt es, ist dieser Tee verboten.

Anne Bahrs

»AN BEIDE ENDER KNOTEN«

Über erste Versuche mit Nadel und Faden

Gummi einziehen, Knöpfe an Gnähen, in der Manteltasche ist ein Loch, der lose Rocksaum muß wieder befestigt werden - es hat sich einiges an ungeliebter Arbeit angesammelt, so daß es lohnt und ich nicht umhin kann, die Nähpaudel hervorzuholen und mit Nadel und Faden tätig zu werden.

Während ich nach der passenden Farbe für den Rocksaum suche, fällt mir ein, wie ich als Kind, auf einer Fußbank hockend, der am Fenster sitzenden, mit Hand- und Ausbesserungsarbeiten beschäftigten Mutter zusah. Ich lachte, fuhr ihr der Faden mehrmals am Nadelöhr vorbei, ganz so wie es mir jetzt auch beim ersten und zweiten mißlungenen Versuch geschieht. Damals wollte ich beim Stopfen helfen und erhielt auch auf meine Bitte eine löcherige graue Socke.

Nein, mit einem ebensolchen grauen Faden wollte ich nicht die Löcher schließen, denn dann könnte man ja das Ergebnis nicht erkennen! Also fädelte mir die Mutter einen giftgrünen Wollfaden ins Nadelöhr und machte wunschgemäß an „beide Ender Knoten“, damit er nicht immer wieder ungehindert durch das Gestrück

flutschen konnte. Emsig stach ich die Nadel auf und ab durch das Löchergewirr, gab mir nicht die Mühe, zwischendurch den Faden abzuschneiden, sondern zog ihn munter von einem zum anderen Loch, prudelte so lange, bis nichts mehr offen war und der grüne Faden aufgebraucht.

Auf das Ergebnis war ich, so glaube ich, recht stolz, wenn es auch etwas seltsam aussah, lachte doch die Mutter recht freundlich, als sie mir den Strumpf aus der Hand nahm.

Daß meine Flick- und Stopfarbeiten heutzutage sehr viel besser als damals ausfallen, möchte ich nicht behaupten, und beim Erinnern an die Handarbeitsstunde in der Schule nehme ich an, daß mir die Lehrerin für die eine oder andere Prudelei wohl kaum eine gute Note geben würde, vielmehr von nicht „ganz ordentlich“ und „heißer Nadel“ spräche.

Doch was stört mich das heute? Ich weiß mir mit Nadel und Faden zu helfen, gehe nicht mit abgerissem Saum aus dem Haus und ganz ohne fremde Hilfe gelingt es mir, „an einem oder an beider Ender Knoten“ zu machen.

Annemarie Meier-Behrendt

BEL AMI AUS WIEN

Zum 100. Geburtstag des Schauspielers Willi Forst

Willi Forst verkörperte Wien, ob im Frack und Zylinder oder im Smoking oder beim Heurigen. Er war die Personifizierung des modernen jungen Mannes und Liebhabers. Der Tonfilm machte ihn berühmt. Er entlockte den Frauen Seufzer und gab den Männern Minderwertigkeitskomplexe.

Am 7. April 1903 wurde er in Wien als Wilhelm Frohs geboren, begann 1920 als Schauspieler an Provinzbühnen. In Gablonz und Brünn war er ein erfolgreicher Operettentenor. Engagements an das Wiener Carltheater, Metropoltheater, Apollotheater Wien und Deutsche Theater Wien folgten. Früh schon interessierte sich der Film für den gutaussehenden Mann. Bereits 1920 gab er sein Debüt in dem Streifen „Der Wegweiser“ (Regie: Hans Kottow) neben Annemarie Steinsieck. In 15 Stummfilmen wirkte er mit. Als leichtsinniger Wiener „Schlurff“ sang er in seinem ersten Tonfilm „Atlantic“ (1929) das Lied „Es wird ein Wein sein, und wir werden nimmer sein ...“. Damit hatte er seine Visitenkarte abgegeben, die eines lebensfrohen „weanerischen“ Charmeurs. Sie klebte als Markenzeichen an jedem seiner großen Regie-Erfolge der 30er Jahre: „Maskerade“ (1934), „Mazurka“ (1935), „Burgtheater“ (1936) und „Bel Ami“ (1939). Für seinen Film „Burgtheater“ wurde er vom damaligen österreichischen Bundesminister für Handel und Verkehr mit dem Ehrenpreis für den erfolgreichsten Spielfilm der Produktion 1936/1937 ausgezeichnet.

Ob als Darsteller oder Regisseur, immer zeigte Forst sich als Meister der schweren Kunst des Leichten. Nach

dem Krieg rückte er mit seiner unstrittenen „Sünderin“ noch einmal in den Mittelpunkt der Gespräche, dann wurde es still und stiller um den graumelierten Bel Ami. 1962 trat er von der Filmbühne ab: „Ich habe früher immer Freude gemacht und möchte als heiterer Geselle in Erinnerung bleiben!“

Seit 1938 war er mit seiner Frau Melanie verheiratet, die 1973 verstorben ist.

1961 erhielt er das Ehrenkreuz für Kunst und Wissenschaft, 1963 die Goldmedaille der Stadt Wien. Die Bundesrepublik Deutschland ehrte ihn 1968 mit dem Filmband in Gold.

Der Sohn eines Porzellanmalers starb am 11. August 1980 in Wien an Blasenkrebs. Seine Beisetzung erfolgte auf dem Friedhof von Neustift am Walde.

kai-press



Willi Forst: Lebensfroher Charmeur

Foto: Archiv kai-press

REZEPTE DER WOCHE



GESCHMORTE HAMMELKEULE

Man nehme: 2-2½ kg Hammelkeule, 1 l Buttermilch, 100 g geräucherter Speck, 2 EL Butter, 1/2 l saure Sahne, 1 Zwiebel, Salz, 1 Bouillonwürfel, 3-4 Wacholderbeeren, 1 Lorbeerblatt, 2 Nelken, 1 Handvoll Steinpilze, 2 EL Mehl

Zubereitung: Die gut abgehangene Keule ohne Knochen drei bis vier Tage in Buttermilch legen, dann abwaschen, häuten, etwas vom Speck in Streifen schneiden und damit spicken. - In der Bratpfanne Butter und den Rest von dem Würfelspeck bräunen. Das Fleisch zufügen und ebenfalls von allen Seiten anbraten. Heißes Wasser und etwas von der sauren Sahne darüber gießen, so daß die Keule knapp bedeckt ist. Eine Zwiebel, wenig Salz, einen Bouillonwürfel, Wacholderbeeren, Lorbeerblatt und Nelken zufügen. Nach etwa 2 Stunden noch eine Handvoll Steinpilze darin weichschmoren. Braten herausnehmen und den Rest der sauren Sahne hinzugießen. Sauce mit Mehl binden und weitere 10 Minuten kochen. Durch ein feines Sieb gießen. Den Braten aufschneiden und mit etwas Sauce überziehen.

GRÜNDONNERSTAGS-KRINGEL

Man nehme: 40 g Hefe, 1/4 l Milch oder Wasser, 125 g Zucker, 500 g Mehl, 2-3 Eier, Salz, abgeriebene Zitrone, 250 g kalte Butter, 125 g süße, 8-10 g bittere Mandeln, 250 g Sultaninen, 1 Ei, 125 g grobgehackte süße Mandeln, 100 g Zitronat, eventuell: 125 g Puderzucker, 2 EL Wasser, 1 TL Palmöl, 1 TL Eiweiß, 1-2 EL Zitronensaft

Zubereitung: Zuerst die Hefe mit 1/8 l lauwarmen Milch oder lauwarmem Wasser, einer Prise Zucker und 2 EL Mehl zu einem lockeren Hefestück anrühren. Mit Mehl leicht bestreuen und zugedeckt bei 30-40 Grad aufgehen lassen. - Nun in eine tiefe Schüssel das Mehl schütten (2 EL davon noch zurückbehalten). Eier, Zucker, Salz, den Rest leicht angewärmter Milch, abgeriebene Zitronenschale und zum Schluß das Hefestück untermengen. Mit den Händen zu einem festen Teig kneten und ihn einige Zeit gehen lassen. Danach mit der Nudelrolle den Teig ausrollen, mit Butterstückchen belegen, den Teig überschlagen und noch einmal ausrollen. Dasselbe zweimal wiederholen. Danach dünne Streifen von etwa 4 cm Breite und 50 cm Länge ausrollen, mit gemahlenen Mandeln und Sultaninen bestreuen, die langen Ränder zusammenschlagen und drehen. Diese Rollen zu Kringeln formen. Mit gequirtem Ei bestreichen und mit grobgehackten Mandeln und Zitronatstücken belegen. Bei mäßiger Hitze auf einem mit dem Rest Mehl bestreuten Blech braun backen. Eventuell hinterher mit Zitronen-Zuckerguß bepinseln. Die Kringel - kleine oder auch ein paar Pfund schwere - wurden in Ostpreußen traditionsgemäß am Donnerstag vor Ostern gebacken.

EINE WUNDERVOLLE FRAU UND SENSIBLE KÜNSTLERIN

Ruth GEEDE erzählt von Begegnungen mit Gertrud Lerbs-Bernecker

Als Peter Drahl mir das erste Exemplar der Biographie von Gertrud Lerbs-Bernecker übergab, wußte ich wohl, daß mich dieses Buch sehr berühren würde. Daß dies aber in einem Ausmaß geschah, das weit über das Vermutete hinausging, lag an den vielen gemeinsamen Begegnungen, die Gertrud Lerbs akribisch aufgezeichnet hatte und von denen manche mich doch sehr nachdenklich machen. Ich erinnere mich noch genau, wie ich sie und ihren Mann Kurt Bernecker besuchte, damals an einem warmen Sommertag im Lüneburg des Jahres 1949. Es war die erste persönliche Begegnung nach Krieg und Flucht, und es war Zufall, daß uns das Schicksal in die gleiche Stadt verschlagen hatte.

Ich sah diese zerbrechlich wirkende Frau mit dem sensiblen Gesicht, das von soviel Leid sprach. Spürte, daß mehr als körperlicher Schmerz das Heimweh an ihr zehrte. Und so



Osterwasser: Kupferstich aus dem Jahr 1942

sprachen wir von der gemeinsamen Heimat, holten Erinnerungen zurück an jene Tage, als wir uns das erste Mal begegnet waren – damals im Juli 1941 auf der Kurischen Nehrung.

Sie war mir ja schon vertraut gewesen, ehe wir uns in Rossitten trafen. Nicht nur durch ihre Arbeiten – sie war ja bereits eine bekannte und geehrte Graphikerin, als ich noch zur Schule ging –, sondern auch durch die Erzählungen von Herta Drahl, einer Freundin unserer Familie, ihrer engsten und innigsten Vertrauten. Und so war sie mir als Künstlerin und Mensch keine Fremde, als wir uns dann persönlich gegenüberstanden. Eigenartig: Wir waren uns schon wenige Stunden vor dieser Verabredung in Kunzen,

dem kleinen Nehrungsdorf, begegnet. Ich hatte dort ein kleines Lokal aufgesucht, in dem mir als einzige Gäste dies stille Ehepaar auffiel, das mich zu mustern schien. Mich faszinierte vor allem das verinnerlichte Gesicht der Frau mit den ernsten, hellen Augen. Daß es ihr umgekehrt ähnlich ergangen war, sagte sie mir dann wenig später in Rossitten, als wir uns nun nicht mehr als namenlose Wesen gegenüberstanden.

Es sollte der Beginn einer Zusammenarbeit werden, die es dann doch nie gab. Der Roman, den ich begonnen hatte und den sie illustrieren wollte, wurde nie beendet – der Krieg verhinderte es. Ich schrieb dafür eine längere Novelle, „Die große Wassersnot“, die ein Königsberger Verlag herausbringen wollte. Man bedenke: im Herbst 1944! Es war der Illustrationsauftrag, von dem sie schreibt, daß sie ihn bereits in Brietlingen erhielt.

Es kam alles anders: Das schon gesetzte Manuskript ging in Königsberg verloren, ich selber konnte keinen Abzug retten und freute mich, daß Gertrud Lerbs noch einen besitzte. Aber auch der war durch die Besatzung vernichtet worden, samt ihren bereits fertigen Steinzeichnungen. Von allen meinen verlorengegangenen Arbeiten schmerzt mich dieser Verlust am meisten. Ich habe diese Novelle nie wieder schreiben können!

Darüber sprachen wir damals und noch über vieles mehr. Ich versuchte ihr mit liebevollen und heiteren Erinnerungen ein wenig Leichtigkeit zu schenken, und es schien mir auch zu gelingen. Wir standen gemeinsam auf dem Balkon ihrer kleinen Wohnung und atmeten tief den Duft blühender Linden ein. Ihr schmales Gesicht, von der schweren Krankheit schon gezeichnet, gewann weichere Konturen.

Ich war damals jung und durfte wieder schreiben, viel schreiben – was wollte ich mehr? Ich nahm glücklich und dankbar diese Aufgabe an. War das wirklich so beispielhaft? Wie muß ihr das eigene körperliche Leid doch bewußt geworden sein, daß sie es so empfunden hat. Das macht mich nachdenklich, ja betroffen. Um so dankbarer bin ich, daß dieses Buch erscheinen konnte, das dieser wundervollen Frau und großen Künstlerin gerechter wird, als das Leben es war. Denn sie wurde nie wieder gesund! ■



Rufende in der Stadt: Steinzeichnung von Gertrud Lerbs aus dem Jahr 1944

Alle Abbildungen aus dem bespro-

Gertrud Lerbs-Bernecker: Der Zug (Lithografie, 1931)



BEHERRSCHT VON TIEFEM ERNST

Neues Buch würdigt Leben und Werk der Graphikerin Gertrud Lerbs-Bernecker

Das graphische Werk von Gertrud Lerbs-Bernecker (1902–1968), der zu Lebzeiten in ganz Deutschland bekannten und beliebten Künstlerin, „wird beherrscht von tiefem Ernst, von Not und Bedrückung, von dunklen Träumen, furchtbaren Ahnungen und rührt so an verborgene Ängste. Es möchte jedoch oberflächlich sein, daraus eine Vorstellung von Erdschwere und Verlassenheit abzuleiten, die Ostpreußen charakteristisch wäre. Die Künstlerin hat sich dieser einen Seite ihrer Heimat besonders verbunden gefühlt und sie zur Anschauung gebracht und kann doch nicht umhin, auch den frohen Aspekten ihrer schönen Heimat Tribut zu zollen.“ Der dies schreibt, kennt das Werk der in Rogehnen, Kreis Preußisch Holland, geborenen Gertrud Lerbs wie kein anderer: ihr Patenkind Peter Drahl, der jetzt aus diesem Wissen heraus und aus den umfangrei-

chen Beständen schriftlicher Zeugnisse ein bemerkenswertes Buch herausgebracht hat: **Gertrud Lerbs-Bernecker. Eine Künstlerin aus Ostpreußen** (Walddorfer Kunstverlag, 22395 Hamburg. 240 Seiten, 29,50 Euro). Ein Buch, das nicht nur die Künstlerin würdigt, sondern auch auf den Menschen eingeht, auf die Frau, die seit 1939 gegen die Auswirkungen der Multiplen Sklerose zu kämpfen hatte. Und so sind neben den unzähligen Beispielen aus dem Schaffen dieser Frau, die auch mit Käthe Kollwitz verglichen wurde, Auszüge aus ihrer Lebensgeschichte zu finden, aufgeschrieben 1945 in der Lüneburger Heide, wohin es sie und ihren Mann, den Maler Kurt Bernecker, nach dem Krieg verschlagen hatte. Eindrucksvoll sind da vor allem die Passagen, in denen sie über den Abschied von der geliebten Heimat, von Königsberg erzählt, aber auch von dem

schweren Neubeginn im Westen, der dem Künstlerehepaar nicht leicht gemacht wurde. Nur wenig hatten sie von ihren Arbeiten retten können, und da grenzt es an ein Wunder, daß Peter Drahl, dessen Familie bereits 1936 von Königsberg nach Hamburg gezogen war, für sein Buch auf einen derart großen Fundus zurückgreifen konnte. Erfreulich auch eine Auflistung des Verbleibs der geretteten und später entstandenen Werke der Künstlerin.

Die Fülle des vorhandenen Materials zu sichten und eine ansprechende Auswahl zu treffen hat 20 Monate gedauert. Peter Drahl hat mit diesem Buch nicht nur die Künstlerin Gertrud Lerbs-Bernecker gewürdigt, sondern auch ihrer Wirkungsstätte Königsberg ein besonderes Denkmal gesetzt. Ein Buch nicht nur für ausgewiesene Kunstfreunde. **Silke Osman**

EIN LEBEN AUF ZWEI EBENEN

Zum 100. Geburtstag des Schriftstellers und Lyrikers Manfred Sturmann

Vor 100 Jahren, am 6. April 1903, wurde der Schriftsteller und Lyriker Manfred Sturmann in Königsberg geboren. Er war im mosaikischen Glauben aufgewachsen. Sein Großvater Jacob Akiba Sturmann (1838–1917) war von 1865 bis 1915 Prediger der jüdischen Gemeinde in Osterode/Ostpreußen. Schon als Schüler wurde er mit den Problemen des deutschen Judentums konfrontiert: Der Großvater vertrat die jüdische Orthodoxie, seine Tante den Zionismus, und zahlreiche Juden traten für die Anpassung ein. Mit elf Jahren erlebte Sturmann den Beginn des Ersten Weltkrieges, lernte bei „vaterländischen Hilfsdiensten“ die ihn umgebende Landschaft mit den Sinnen erfassen.

In Königsberg trat Sturmann in die zionistische Jugendbewegung Blau-Weiß ein. Sein Vater, der Juwelier und Goldschmied Hermann Sturmann, ließ ihn 1921 das Altstädtische Gymnasium in Königsberg besuchen. Danach begann er sein Studium an der Albertina. Nach einem Semester in Königsberg ging er über Breslau nach München und setzte dort das Studium der Volkswirtschaft, Germanistik und Kunstgeschichte fort, begann aber bereits 1923 mit einer Lehre in einem Buchverlag, um seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Sturmann, der bereits mit 16 erste Gedichte schrieb, veröffentlichte 1923 seinen ersten Gedichtband „Althebräische Lyrik“ in einer Nachdichtung, erschienen bei der Allgemeinen Verlagsanstalt, Mün-

chen. Die Einleitung schrieb Arnold Zweig. Unter dem Titel „Die Erben“ erschien 1929 ein Gedichtband, den er seiner Frau Lina widmete.

Bereits im Sommer 1924 veröffentlichte Sturmann den Band „Der Gaukler und das Liebespaar“ und im Sommer 1926 als zweiten Titel „Selbstmord in Dur“, der 1929 im Horen-Verlag, Berlin-Grunewald, herauskam. 1929 erhielt er für diese Schriften den Lyrikpreis der Stadt München. Seine Gedichte drücken das Gefühl des jungen Menschen aus, der ohne Verbundenheit zu seinen Vorfahren lebt und auf der Suche nach einem Lebensweg ist.

1934 erschienen die Gedichte „Wunder der Erde“. Sturmann schrieb 1935 jüdische Gedichte „Herkunft und Gesinnung“; als Ergebnis einer Reise erschien sein „Palästinensisches Tagebuch“, und überall setzte er sich mit Fragen der doppelten Identität als Jude und Deutscher auseinander, so auch 1930 bis 1933 in mehreren Hörspielen: „Der Wunderhund“, „Die Hochzeit des Sulamits“ und „Der Tag des kleinen Mannes“.

1938 emigrierte er nach Jerusalem, studierte an der Hebräischen Universität, vervollkommnete sein Hebräisch und wurde Journalist. Von 1940 bis 1947 war Manfred Sturmann Beamter am Jüdischen Nationalmuseum Belazel in Jerusalem, ab 1949 Leiter des Jerusalemer Büros der „Irgun Olej Merkaz Europa“, des Organs der Einwanderer aus Mitteleuropa. Bis zu seiner Pen-

sionierung 1970 war er als Fürsorgebeamter tätig. Neben diesen Brotberufen blieb er aber der Dichtkunst treu, verfaßte 1941–42 in Palästina ein bis heute nur in Teilen veröffentlichtes Manuskript „Großvaters Haus“, in dem er seine frühesten Begegnungen mit dem Judentum darstellt. Zugleich brachte er einen Band „Gedichte“ in Israel heraus. Er blieb der einzige, die späteren Bände erschienen in der Schweiz, wo er Mitglied im „Schutzverband der Schriftsteller deutscher Sprache im Ausland“ war.

Sturmann gehörte wohl auch dem PEN-Club Israel an und unternahm Versuche, in hebräisch zu schreiben, hatte aber keinen Erfolg, da er über lange Jahre als deutscher Dichter galt. Wenn er als Dichter in Israel auch keine Rolle spielte, so doch in der Schweiz mit den Bänden „Abschied von Europa. Geschichten aus Israel“ 1963, „Heimkehr in die Wirklichkeit“ 1982 (Novelle), „Lebensfragen“ 1983 (Gedichte) und „Das Buch der späten Jahre“ 1985 (Gedichte).

Der Dichter drückte 1981 in einer kurzen Abhandlung „Der israelische Dichter deutscher Zunge“ den dauernden Zwiespalt aus, ob er deutscher oder jüdischer Dichter sei, und stellte fest, daß er sich bis an sein Lebensende auf zwei Ebenen bewegen müsse, „selbst wenn das, was mir Herzenssache ist, durch die Begebenheiten zum ‚Hobby‘ degradiert wird“. Manfred Sturmann starb im Januar 1989 in Jerusalem.

Harry Herbert Tobies

DER FALL VON TILSIT

Zwei ihrer letzten Verteidiger berichten vom Verlust der Memel-Stadt an die Rote Armee

Wie war Tilsit auf die Verteidigung vorbereitet, und wann rückten Sie in die Verteidigungsstellung ein?

Bruno Müller: Im Oktober 1944 bezog unser Grenadier-Regiment 1115 eine Abwehrstellung, die sich von der Tilsiter Zellstofffabrik in westliche Richtung erstreckte. Wir gehörten zur 551. Volksgrenadierdivision, die den Abschnitt vom Tilsiter Schloßberg bis nach Kloken am Rußstrom besetzt hielt. Der Russe lag am anderen Ufer. Der breite Fluß stellte für Angreifer ein ernstes Hindernis dar. Darüber hinaus bot er für den Verteidiger ein ausgezeichnetes Schussfeld. Selbst später, als der Strom zuzufrieren begann, hob sich auf der verschneiten Eisfläche jede Bewegung deutlich ab, und die zirka 200 Meter breite und deckungslose Distanz war schwer zu überwinden.

Horst Krause: Die Stellung war von der OT [Organisation Todt] und HJ [Hitlerjugend] angelegt worden. Wir bezogen sie im Oktober 1944 und fanden eine entlang der Uferregion der Memel voll ausgebaute Verteidigungslinie mit Laufgräben, Kampfständen und Bunkern vor. Ich war Unteroffizier und Gruppenführer in der 1. Kompanie, I. Batl. des Grenadier-Regiments 1115. Der Kompaniegefechtsstand befand sich im Keller der Fabrikbesitzervilla im Gelände der Zellstoff-Fabrik. Die rückwärtigen Versorgungsteile – Küche, Kp.Fw.-Trupp, Verbandsplatz – lagen im Raum Weinoten, Hegehof, Bendigsfelde.

Die Gruppen- und Zugbunker waren gut ausgebaut und bestens ausgestattet. Jede Gruppe hatte Licht- und Radioanschluß, da die Stadt noch mit Strom versorgt wurde. Eine Gruppe, die direkt an der Eisenbahnbrücke lag, hatte sogar für einige Zeit eine Bierleitung im Bunker, mit der sie die Biervorräte aus der danebenliegenden Brauerei abzapfte. Die Verteidigungsstellung unseres Regiments reichte vom Schloßberg westlich Ragnit bis nach Skören-Schanzenkrug.

Welche Kampfhandlungen gab es von Oktober 1944 bis Januar 1945?

Bruno Müller: Zur Aufklärung der Absichten des Gegners wurde im November ein Stoßtruppunternehmen angesetzt, zu dem ich mich freiwillig meldete. Es sollte unbedingt ein Gefangener zum Verhör eingebracht werden. Mit 15 Mann setzten wir mit Schlauchbooten über die Memel und arbeiteten uns an die gegnerische Stellung heran. Wir wurden bemerkt, als wir nur wenige Meter vor dem vordersten Graben waren. Ein plötzlicher Feuerstoß verwundete zwei Kameraden so schwer, daß wir das Vorhaben abbrechen mußten. Nun feuerte der Russe aus allen Rohren. Nur mit viel Glück erreichten wir wieder unsere Ausgangsstellung.

Ein weiteres Ereignis gab es Heiligabend. Mitten in unserer kleinen Bunker-Weihnachtsfeier gab es gegen 21 Uhr Alarm. Alles stürzte nach draußen. Im Schein der Leuchtkegel schossen wir einen Trupp von 20 bis 30 Russen zusammen, der über das Eis der zugefrorenen Memel in unsere Stellung einbrechen wollte.

Weiter westlich, bei Preußenhof, mußten im Januar mehrfach des Nachts russische Pioniere verjagt werden, die das Übersetzen von



Bruno Müller (links) und Horst Krause (rechts): Als Zeitzeugen können die beiden früheren Wehrmachtssoldaten zeitgeschichtliche Lücken schließen, welche die Geschichtsschreibung bisher offengelassen hat. Fotos (2): privat

Tilsit wurde im Oktober 1944 zur Frontstadt. Die Zivilbevölkerung mußte die Stadt verlassen. Das Militär übernahm das Kommando. Was geschah in den drei Monaten in Erwartung des sowjetischen Angriffs? Wie vollzog sich die Eroberung der Stadt durch die Sowjetarmee?

Deutscherseits gibt es weder in Militärarchiven noch in der Erinnerungsliteratur hinreichende Angaben. Dem steht eine Fülle russischsprachigen Materials gegenüber, in dem der „Sturm auf Tilsit“ als hero-

isches Ereignis dargestellt wird. Es ist wenig brauchbar, historisch anfechtbar, widersprüchlich, sachlich oft nicht korrekt und beantwortet nicht die Frage, wie es wirklich war.

Kürzlich ist es nun gelungen, zwei Augenzeugen ausfindig zu machen, die als junge Soldaten zur Verteidigung Tilsits eingesetzt waren und als letzte Nachhut die Stadt verließen. Es handelt sich um Bruno Müller, heute wohnhaft in St. Wendel, und Horst Krause, wohnhaft in Eutin. Hans DZIERAN befragte sie.

schweren Waffen vorbereiten sollten und die Eisstärke auf der Memel ermittelten.

Ansonsten beschränkte sich der Russe auf Störfeuer seiner schweren Artillerie. Eine Granate schlug durchs Fenster im Wasserturm und tötete unsere Artilleriebeobachter. Auf den Straßen lagen viele 17,2-Zentimeter-Blindgänger herum. Das russische Feuer wurde von einem Beobachter gelenkt, den wir eines Tages in einem Holzhaus in Übermemel ausmachten. Das Haus wurde mit SMG-Feuer [SMG = Schweres Maschinengewehr] in Brand geschossen. Gegenseitige Aufklärungstätigkeit und gelegentliches Störfeuer waren kennzeichnend für die Lage bis in das neue Jahr hinein, ohne daß sich am Frontverlauf etwas änderte.

Nicht nur die Eisenbahner und das OT-Ladekommando, sondern auch wir hatten Ausfälle an Verwundeten, und wir mußten das irrsinnige Unternehmen mit Androhung von Waffengewalt beenden.

Von Zeit zu Zeit gab es russisches Störfeuer. Die Erwiderung durch unsere Artillerie fiel immer sehr bescheiden aus. Auf zehn Schuß vom Russen wurde ein Schuß von uns genehmigt. Vereinzelt besuchte uns nachts auch ein russischer Doppeldecker und lud seine Schrottladung über unserer Stellung ab.

Ab wann machte sich der Beginn der russischen Offensive bemerkbar, und wie verliefen die letzten Kampfhandlungen in Tilsit?

Horst Krause: In unserem Abschnitt war von einer großangelegten Offensive zunächst nichts zu merken. Allerdings hörten

wir in unserem Rücken aus südöstlicher Richtung anschwellenden Gefechtslärm und konnten daraus schließen, daß der Russe die an der Memel liegenden Verbände abschneiden und einkesseln wollte. Den Frontverlauf sah man hinter uns in der Dunkelheit durch Abschußblitze und Leuchtsignale,

während sich vor uns die Gefechts-tätigkeit in Grenzen hielt. Am 19. Januar um 17 Uhr bekam meine Kompanie den Befehl, sich möglichst lautlos aus der Stellung zu lösen und an der Stolbecker Straße zu sammeln. Hier bekamen wir noch einmal warme und kalte Verpflegung von der Feldküche.

MIT ANBRUCH DES 20. JANUAR WAR TILSIT IN RUSSISCHER HAND. HINTER MIR LAG DIE STADT IM FLACKERNDEN FEUERSCHWEIN

Im Tilsiter Stadtgebiet war die Absetzbewegung bereits im Gange. Unsere Kompanie erhielt durch Melder den Auftrag, den Feind kämpfend so lange aufzuhalten, bis alle Divisionseinheiten aus Tilsit raus waren. Mit Blickrichtung nach Osten sichernd sollten wir dann der Division als Nachhut folgen. Die Absetzbewegung der Division verlief über den Bahnhof teils nach Heinrichswalde, teils über die Reichsstraße 138 nach Sandfelde.

Der Feind drang in den Abendstunden des 19. Januar in die Stadt aus Richtung Birjohlen mit leichten Infanteriekräften ein, mit denen wir uns als Nachhut mehrere kleine Gefechte lieferten. Mit russischen Panzern hatten wir keine Berührung, und Panzergeräusche waren auch nicht zu vernehmen.

Bruno Müller: Am Vormittag des 19. Januar wurde nach einem kurzen Feuerüberfall um 11.30 Uhr unser Abschnitt massiv angegriffen. Die Memel war zugefroren, und die Angreifer hatten große Verluste. Dennoch gelang es einigen, bis zu unserem vorderen Graben vorzudringen und sich darin festzukrallen. Verstärkung über den Fluß bekamen sie nicht, aber ein Herausdrängen durch Aufrollen des Grabens blieb ohne Erfolg. So lagen wir uns bis zum Dunkelwerden in den Gräben gegenüber und bewarfen uns mit Handgranaten. Der zunehmende Gefechtslärm in unserem Rücken ließ böse Ahnungen aufkommen. War das nun der Beginn des Großangriffs oder nur eine gewaltsame Aufklärung, oder wollte man uns hier am Memelufer möglichst lange binden, um durch einen rückwärtigen Flankenstoß eine großräumige Umklammerung vorzunehmen? Die russische Artillerie hatte ihr Feuer vorverlegt.

Gegen 16 Uhr kam der Befehl, daß sich die Kompanie mit Einbruch der Dunkelheit absetzt. Der Zug, dem ich angehörte, sollte die Stellung noch bis Mitternacht halten. Die Lage war verworren. Offensichtlich war der Russe schon an mehreren Stellen in der Stadt. Wir standen auf verlorenem Posten. Mit noch einem Kameraden setzte ich mich zu zweit ab. Im Schutz der Dunkelheit gelang uns der Ausbruch. Nicht alle hatten das Glück. Teile unserer Division wurden in der Elchniederung bei Sköpen eingeschlossen.

Der sowjetische Panzervorstoß über Hohensalzburg nach Kreuzingen hatte Tilsit militärisch ausmanövriert und die Verteidigung entlang der Memel sinnlos gemacht. Was geschah nach der Räumung?

Bruno Müller: Mit Anbruch des 20. Januar war Tilsit in russischer Hand. Hinter mir lag die Stadt im flackernden Feuerschein. Bei klirrender Kälte gelangte ich noch in derselben Nacht nach Hohenbruch an der Laukne. Auf den Rückzugswegen herrschte Chaos. Die Devise lautete „Rette sich wer kann“. Nach zehn Tagen stieß ich im Samland auf unseren Kompanietroß. Von der Kompanie hatte kaum jemand überlebt. Bei den anschließenden Abwehrkämpfen im Samland geriet ich in russische Gefangenschaft.

Horst Krause: Wir zogen uns aus der Stadt in Fliegermarschsicherung zurück. In den Morgenstunden des 20. Januar bekamen wir heftigen Panzerbeschuß aus südlicher Richtung. Die Kompanie erhielt den Auftrag, beiderseits der Straße Groß-Friedrichsdorf-

Heinrichswalde hinhaltend zu sichern und Reste eigener Truppen durchzulassen. Hier lagen wir einen Tag und eine Nacht unter freiem Himmel, ohne Schlaf, ohne warme Verpflegung, ohne Unterkünfte. Das eiskalte Wetter führte zu hohen Ausfällen durch Erfrierungen an Händen und Füßen.

Als am 21. Januar mittags hinter uns Sturmgeschütze mit aufgesessener Infanterie anrollten, glaubten wir an Verstärkung und gingen ihnen entgegen. Der weiße Anstrich der Kettenfahrzeuge und die weiße Tarnkleidung der Schützen ließen nicht erkennen, mit wem wir es zu tun hatten. Erst als die aufgesessene Infanterie aus ihren Maschinenpistolen das Feuer eröffnete, merkten wir, daß es Russen waren. Es blieb nur die Gefangenschaft. ■

DIE ZUKUNFT DER EXKLAVE

Studie erforschte die Meinung der Russen im Königsberger Gebiet und in Rußland / Von M. RUOFF

Das Institut für Komplexe Gesellschaftsstudien (IKSI) der Russischen Akademie der Wissenschaften hat im Königsberger Gebiet und den anderen Teilen der Russischen Föderation in Zusammenarbeit mit der Vertretung der Friedrich-Ebert-Stiftung in der Föderation eine Meinungsumfrage durchgeführt, in der es unter anderem um den zukünftigen Status der Exklave ging.

61,2 Prozent der Befragten antworteten, das Gebiet müsse in der Föderation verbleiben und denselben rechtlichen Status wie die anderen Föderationssubjekte behalten. 19,6 Prozent antworteten, daß das Gebiet seinen politischen und rechtlichen Status zwar behalten, es aber zu einer freien Wirtschaftszone gemacht werden sollte. In diesem knappen Fünftel überwiegen Angehörige des Wirtschafts- und Bildungsbürgertums, sprich ökonomisch relativ gut abgesicherte Russen mit unabgeschlossener und abgeschlossener Hochschulbildung, sowie junge Leute unter 35 Jahren. Jeweils nur 2,7 Prozent sprachen sich dafür aus, daß die Russische Föderation die Verwaltung des Gebietes mit der Europäischen Union teilt beziehungsweise die Souveränität an die Bundesrepublik Deutschland abtritt.

Für die Anschauung hinsichtlich der Frage nach der Zukunft des Königsberger Gebietes spielt der geographische Standort eine größere Rolle als das Alter, die Bildung oder die materielle Lage. Während beispielsweise in allen Altersgruppen das quantitative Verhältnis zwischen Befürwortern der russischen Souveränität und denjenigen, die bereit wären, diese wenigstens teilweise aufzugeben, relativ stabil zwischen 11 zu 1 und 12 zu 1 liegt, variiert das Verhältnis bei den Regionen immerhin zwischen 8 zu 1 und 21 zu 1.

Doch nicht nur nach dem gewünschten Status für das nördliche Ostpreußen wurden die Russen gefragt, sondern beispielsweise auch nach ihrer Meinung über Wladimir Putins Politik. Sie fällt überwiegend wohlwollend aus. 29,4 Prozent beurteilen seine Tätigkeit im internationalen Bereich als eindeutig positiv, 53,5 als eher positiv, 6,7 Prozent als eher negativ und nur 2,3 Prozent als eindeutig negativ. Die Innenpolitik wird ähnlich, wenn auch nicht ganz so wohlwollend beurteilt.

Putin steht für eine neue Form von Außenpolitik. Die späten Gorbatschow- und frühen Jelzin-Jahre bilden die sogenannte romantische Phase, um einen Begriff des früheren sowjetischen und russischen Außenministers Andrej Kosyrew zu verwenden. Die Russen wurden Opfer der Ideologie und Propaganda des „kalten Krieges“, derzufolge es sich ausschließlich um einen Kampf der Systeme gehandelt habe. Entsprechend dieser Lehre hätte Rußland nach der Übernahme des gegenständlichen Systems, sprich repräsentativer Demokratie und Kapitalismus, die Perspektive erhalten müssen, als Gleicher unter Gleichen Mitglied in NATO und EU werden zu können. Ebenso hätte nach dem Ende des „kalten Krieges“ durch die Auflösung der Warschauer Vertragsorganisation (WVO / Warschauer Pakt) Harmonie und Frieden ausbrechen müssen. Die Verwirklichung des von den USA propagierten One-World-Konzeptes mit Freiheit und Gleichberechtigung schien bevorzugen zu werden. Es war die Zeit, in der sogar – ähnlich der Er-

reichung des Paradieses – voller Optimismus vom „Ende der Geschichte“ gesprochen wurde. Die Russen mußten jedoch die Erfahrung machen, daß der Westen zwar Gorbatschows Bild vom europäischen Haus bejubelte, daß jedoch weder in der NATO noch in der EU für sie ein Zimmer vorgesehen war.

EINE FREIE WIRTSCHAFTSZONE WÜNSCHEN SICH VOR ALLEM MITTELSTÄNDLER SOWIE JUNGE LEUTE UNTER 35 JAHREN

Enttäuschte Illusionen führen häufig zu Verbitterung und manchmal gar zu Zynismus. Eine analoge Entwicklung läßt sich bei Rußland feststellen. Der „romantischen Phase“ ist inzwischen eine Ära gefolgt, die von nüchterner, pragmatischer, stellenweise auch zynischer an den Interessen des eigenen Staates orientierter Macht- und Realpolitik geprägt ist. Sie ist mit dem Namen Wladimir Putins verbunden und entspricht offenkundig der Stimmung seiner Bevölkerung. So mißt die Mehrheit der Russen der internationalen Stellung ihres Landes

ten Sommer durchgeführt, doch hat der inzwischen ausgebrochene Irak-Krieg zu keiner qualitativen Veränderung des Trends geführt. Dieses zeigen die Untersuchungen im Rahmen des US-amerikanischen „Pew Global Attitudes Project“, dessen Vorsitz die frühere US-Außenministerin Madeleine K. Albright innehat. Ihnen zufolge haben inzwischen nur noch 28 Prozent der Russen ein positives Bild von den USA. Gegen den von den Vereinigten Staaten begonnenen Irak-Krieg sind 87 Prozent, zehn Prozent sind dafür, 40 Prozent glauben, daß es den Irakern nach dem Kriege schlechter gehen wird, die Hälfte davon, sprich 20 Prozent, glaubt das Gegenteil. 45 Prozent sind der Ansicht, daß die Region anschließend instabiler sein wird, nicht einmal die Hälfte davon, nämlich 21 Prozent, erwartet das Gegenteil. Im Gegensatz zu den Briten, Franzosen, Deutschen, Italienern und Polen sehen die Russen laut dieser jüngsten US-Umfrage das Problem jedoch mehrheitlich nicht vornehmlich in der Person des gegenwärtigen US-Präsidenten George W. Bush, sondern in den USA im allgemeinen.

ter hat es mit einem Verhältnis von 23,7 zu 45,9 Prozent noch gut halb so viele Freunde wie Gegner.

Mit jenem der USA ist auch das Ansehen der anderen vom IKSI untersuchten angelsächsischen Staaten gesunken. So nahm der Anteil der Freunde Großbritanniens und Kanadas um 12,5 beziehungsweise 13,9 Prozentpunkte ab, während der Anteil der Gegner um 10,3 beziehungsweise 10,5 Prozentpunkte zunahm. Stabiler Sympathiewerte auf hohem Niveau können sich die in zwischen die Führung der Achse der Kriegsunwilligen innehabenden Franzosen mit 78,9 Prozent Zustimmung 1995 und 78,0 Prozent 2002 erfreuen. Relativ stabil sind auch die Werte der ebenfalls zur Achse der Unwilligen gehörenden Deutschen. Weckten sie 1995 bei 69,0 Prozent der Russen hauptsächlich positive Gefühle, so sind es sieben Jahre später 68,1 Prozent. Durch den Abfall der Angelsachsen rücken sie mit diesem Wert hinter Frankreich an die zweite Stelle der in der Studie berücksichtigten Staaten.

Dabei besteht für Deutschland noch ein interessantes Entwicklungspotential, denn das Zahlen-

Auch die im westlichen Ausland gerne selbstgefällig gegen die Deutschen geschwungene „Faschismuskeule“ spielt bei den Russen kaum eine Rolle. Dort wird die „Wahrscheinlichkeit des Auflebens faschistischer Ideen“ für Deutschland nicht höher eingeschätzt als für das eigene Land.

Und noch etwas kommt den Deutschen zukünftig entgegen, die ungleiche Verteilung von Sympathie und Antipathie bei Jung und Alt. Das Verhältnis jener Russen, bei denen die Erwähnung Deutschlands „im wesentlichen positive Gefühle“ weckt, gegenüber jenen, bei denen „im wesentlichen negative Gefühle“ geweckt werden, beträgt bei den über 60jährigen 60,3 zu 22,2, bei den 51- bis 60jährigen 62,9 zu 19,0, bei den 31- bis 50jährigen 71,3 zu 12,1 und bei denen, die 30 oder jünger sind, 72,9 zu 10,7.

Wenn denn die Russen zumindest ihrerseits im Zweiten Weltkrieg kein grundsätzliches Problem in den Beziehungen zwischen den beiden Ländern sehen, worin sehen sie dann das größte Problem? Während die bundesdeutsche politische Klasse es zur Staatsräson gehörig betrachtet, die unnatürliche Nachkriegsordnung krampfhaft zu verteidigen und jede Diskussion des Status Quo als Gefährdung des Friedens zu verunglimpfen, ist den Russen ein funktionierendes Gespür für unnatürliche und ungerechte Zustände sowie die ihnen innenwohnenden Gefahren für die Völkerverständigung offenkundig in hohem Maße eigen. So wird die Überwindung der deutschen Teilung von 59 Prozent der Russen nicht etwa als „größte außenpolitische Niederlage der UdSSR (Rußlands)“ oder als „Folge einer politischen Fehlalkulation Gorbatschows“ interpretiert, sondern schlichtweg nur als „natürlich (und gerechtfertigt)“. Analog werden die „Schwierigkeiten bei der Bestimmung des Status“ des Königsberger Gebietes von den Russen als das brennendste Problem in den Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland erkannt. Mit 24 Prozent wird dieses von allen Problemen am häufigsten genannt. Erst dahinter rangiert auf Platz zwei die „Erinnerung der Russen und der Deutschen an den Krieg 1941–1945“. Es folgen auf den Plätzen drei bis neun die „fehlende Bereitschaft Deutschlands, Rußland die Kulturgüter zurückzugeben, die während des Krieges außer Landes gebracht wurden“, die „Unzufriedenheit Rußlands mit der Unterstützung Deutschlands für den Plan zur Osterweiterung der NATO“, die „fehlende Bereitschaft Rußlands, Deutschland die Kulturgüter zurückzugeben, die während des Krieges außer Landes gebracht wurden“, die „Unzufriedenheit

Rußlands mit der Höhe der Entschädigung für russisches Eigentum auf dem Territorium der ehemaligen DDR“, die „Unzufriedenheit Deutschlands mit den Folgen der Präsenz sowjetischer Truppen auf dem Territorium der ehemaligen DDR“, die „Tätigkeit der russischen Mafia in Deutschland“ sowie die „Sorgen Deutschlands vor dem Auftauchen radioaktiven Materials aus Rußland auf seinem Territorium“. Es ist zu wünschen, daß die politische Klasse in der Bundesrepublik diese Studie aufmerksam durcharbeitet und das ihre dazu beiträgt, um das von den Russen ausgemachte wichtigste Problem in den bilateralen Beziehungen zu lösen. ■



Russen im Königsberger Gebiet: Ihre Meinung und die ihrer Landsleute in Rußland erforschte das Institut für Komplexe Gesellschaftsstudien der Russischen Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung, Moskau. Das Bild zeigt eine Hochzeitsgesellschaft vor dem Grabmal Immanuel Kants am Königsberger Dom
Foto: Visum

derzeit hohen Wert bei, und sie ist der Ansicht, daß sich diese im Laufe von Putins Amtszeit verbessert habe. Während im Jahre 2000 nach der Wahl des jetzigen Amtsinhabers ins Präsidentenamt nur 5,4 Prozent der Befragten eine Verbesserung dieser Stellung bemerkt zu haben glaubten, sind es zwei Jahre später mit 53,9 Prozent mehr als die Hälfte.

Auch mit seinem Fernbleiben von der Koalition der Willigen und der statt dessen erfolgenden Mitarbeit in der Achse der Kriegsunwilligen trifft Putin den Geschmack seines Volkes. Bereits vor dem Ausbruch des Irak-Krieges hatten die USA mit ihrer zunehmend unverblümteren unilateralistischen Politik eine frapierende Desillusionierung bei den Russen bewirkt. Kein anderes der insgesamt zehn untersuchten Länder verlor zwischen 1995 und 2002 bei den Russen derart an Ansehen und Sympathie. Betrug das quantitative Verhältnis der positiven zu den negativen Beurteilungen 1995 noch 77,6 zu 9,0 Prozent, so wecken die Vereinigten Staaten 2002 mittlerweile bei einer relativen Mehrheit von 45,5 Prozent hauptsächlich negative Gefühle, während nur noch bei 38,7 Prozent der Russen positive überwiegen.

Die IKSI-Meinungsumfrage, aus der das hier vorgestellte Datenmaterial stammt, wurde bereits im letz-

Bezeichnend für die oben angesprochene Illusionslosigkeit der Russen bezüglich der internationalen Politik sind zwei weitere Ergebnisse der US-Studie. Keine andere der untersuchten neun Nationen hält die Vereinten Nationen für so wenig bedeutend wie die Russen. Sie sind die einzigen, unter denen mit 57 Prozent eine absolute Mehrheit der Bevölkerung die Ansicht vertritt, die Situation im Irak zeige, daß die United Nations „nicht so wichtig“ seien. Für einen von Nativität freien, ausgeprägten Realitätsinn der Russen spricht auch das Ergebnis einer von den Amerikanern Ende des letzten Jahres in mehreren Ländern durchgeführten Meinungsumfrage, ob die USA den Irak angreifen würden, weil sie glaubten, Saddam sei eine Bedrohung, oder weil sie das irakische Öl kontrollieren wollten. 76 Prozent der Russen nannten das Öl als Motiv; nur 15 Prozent nahmen den USA ab, sich vor einer Bedrohung schützen zu wollen.

Der Ansehensverlust der USA bei den Russen ist wohl nur noch mit dem Israels vergleichbar, wo es in den Jahren zwischen 1995 und 2002 im Grunde zu einer Umkehr kommt. 1995 hat es mit einem Verhältnis von 40,8 zu 20,4 Prozent genau doppelt so viele Freunde wie Gegner unter den Russen. Sieben Jahre spä-

ter hat es mit einem Verhältnis von 23,7 zu 45,9 Prozent noch gut halb so viele Freunde wie Gegner. material besagt, daß die Russen mehr Sympathien für die Deutschen empfinden, als es umgekehrt der Fall ist. Während in Deutschland der Anteil der Menschen, die Sympathie für die Russen empfinden, 2002 um fünf Prozentpunkte niedriger ist als jener der Deutschen, die keine besonderen Sympathien empfinden, liegt in der Russischen Föderation der Prozentsatz jener, die Sympathien für die Deutschen empfinden, um vier Punkte höher.

Auch das grausame Ringen der beiden Nachbarvölker in den Weltkriegen ist für die Russen kein

»SCHWIERIGKEITEN BEI DER BESTIMMUNG DES STATUS« GELTEN ALS HAUPTPROBLEM IN DEN BILATERALEN BEZIEHUNGEN

grundsätzliches Hindernis. Hierzu liegt aussagekräftiges Zahlenmaterial aus dem Jahre 1996 vor. Während in jenem Jahre in Deutschland eine Mehrheit von 56 Prozent der Meinung war, daß die Erinnerungen an die beiden Kriege sich eher trennend auf die bilateralen Beziehungen auswirken und nur 15 Prozent das gemeinsame Leid als eher verbindend beurteilten, hielten sich in der Russischen Föderation die beiden Gruppen ungefähr die Waage.

IN KÜRZE

EINREISE ERSCHWERT

Ab dem 1. Mai dieses Jahres wird die Republik Lettland Bürgern aus GUS-Staaten kein Visum mehr für Privatreisen oder Kuraufenthalte ausstellen. Einreisewillige aus diesen Staaten benötigen dann zunächst eine Einladung, die von der lettischen Einwohnermelde- und Einwanderungsbehörde bestätigt werden muß, sowie eine Krankenversicherungspolice. Diese Entscheidung begründet Lettland damit, daß bei der bisherigen Regelung die wirklichen Absichten von Einreisenden nicht ermittelt werden konnten und sie nicht den EU-Normen entsprächen. Allerdings soll die Möglichkeit des Erhalts lettischer Einladungen durch die Einwanderungsbehörde oder das Außenministerium beschleunigt und vereinfacht werden. Einladungen würden dann gegen eine geringe Gebühr ausgestellt. Zeitungsmeldungen zufolge will man daneben aber auch über ein Gesetzespaket zur Einführung von Einreiseerleichterungen nachdenken, das wieder die Möglichkeit für die Ausstellung lettischer Visa ohne Einladung enthalten soll. **MRK**

MEHRHEIT VERFEHLT

Die Duma des Königsberger Gebietes hat einen Gesetzentwurf, in dem das Verbot einer Rückbenennung der Pregelstadt in „Königsberg“ gefordert wurde, in erster Lesung abgelehnt. Wie ein Korrespondent der Nachrichtenagentur „Rosbalt“ bekanntgab, stimmten nur 152 Abgeordnete für den Entwurf, wohingegen mindestens 226 Stimmen für eine Annahme nötig gewesen wären. Der Initiator für den Gesetzentwurf, Waldimir Jeschikow, sah in der Rückbenennung Königsbergs eine Schmälerung der Rechte und der Würde der Exklavenbewohner.

Vorausgegangen war ein Antrag der Bürgerinitiative „Für Königsberg“ im Juli 2002, der Stadt anlässlich des bevorstehenden 750jährigen Jubiläums ihren historischen Namen offiziell zurückzugeben. Der Sprecher der „Für Königsberg“-Initiative, Jurij Nuschtsaew, hat wenig Verständnis für die Haltung der russischen Bürokraten. „Das Beharren auf der Festlegung rein russischsprachiger, sprich sowjetischer, bürokratischer Ortsbezeichnungen führt zu einem gefährlichen Widerspruch zu der wirklichen, traditionellen multinationalen Kultur Ostpreußens und unserer Region“, erklärte Nuschtsaew. **MRK**

NEU AUFGESTELLT

Auf dem Gelände des Deutschen Vereins „Tannen“ in der Osteroder Herderstraße ist das Dreikaiserbrunnen gehörende Granitdenkmal aufgestellt worden. Ob es später an seinen ursprünglichen Standort auf dem Markt, dem heutigen Plac Tysiaclecia, zurückkehrt, muß die Zukunft zeigen.

Der aus der Kaiserzeit stammende Granitobelisk mit seinem dazugehörigen Brunnen verdankt sein Entstehen dem zweifachen Wechsel an der Spitze Preußens und des Deutschen Reiches im Jahre 1888 und einer Initiative des Osteroder Bürgermeisters Albert Elwesopeks. Das Werk überstand den Zweiten Weltkrieg unbeschadet. Anschließend entfernte jemand die bronzenen Kaiser-Reliefs aus dem Obelisk. Sie fehlen bis heute. Ende der sechziger Jahre ließ der damalige Bürgermeister die Granitspitze entfernen. Sie landete auf einem Lagerplatz. Auf den Sockel wurde an ihrer Statt eine Betonplastik errichtet, die drei auf einem Plateau tanzende Seeljungen zeigt und dort bis zum heutigen Tage steht.

Lewe Landslied und Freunde unserer Ostpreußischen Familie,

Ihr findet unsere Kolumne diesmal an einem anderen Platz. Das hat seine Gründe. Unsere „Familie“ ist inzwischen so gewachsen, daß die bisherige Spalte nicht mehr ausreicht, um auch nur annähernd die Wünsche zu berücksichtigen, die ich veröffentlichen muß. Selbst wenn ich die denkbar knappste Formulierung wählen würde, bliebe immer noch ein dicker Stapel übrig. Zwar hat mir ein Leser geraten, ich sollte mich doch kürzer fassen und mich nur auf die notwendigsten Angaben konzentrieren. Aber abgesehen davon, daß dies in den meisten Fällen gar nicht möglich ist, hätte unsere Ostpreußische Familie doch ihre Eigenart verloren, die sie so beliebt und lesenswert macht. Gerade das „Plachandern“ macht doch den Reiz der Ostpreußischen Familie aus. Sie schafft damit die Verbindung von Mensch zu Mensch auch über den eigentlichen Wunsch hinaus. Das ist eben ihre Einmaligkeit, die nicht nur von Landsleuten honoriert wird. Und deshalb bin ich froh, nun in jeder Ausgabe etwas mehr Platz zu bekommen, und mit Sicherheit die meisten Leserinnen und Leser auch, denn in dieser Hinsicht habe ich viele Briefe in den letzten Jahren bekommen.

So, nun aber los. Obgleich ich die schönsten Erfolge für die Osterausgabe aufspare und sie sozusagen als Überraschungseier in das Familiennest legen will, muß ich doch ein Thema vorwegnehmen, weil hierzu sehr viele Zuschriften gekommen sind und die Absender bestimmt auf ein Echo warten. Es handelt sich um den Wunsch von **Christel Anskat**, die für ihren im Kreis Labiau geborenen Mann **Alfred Anskat** nach Wissenswerten über dessen Geburtsort Langendorf sucht. Aber ich fand in meinen Karteien und Karten weder dieses Dorf noch den Schulort Mauschern.

Also schrieb ich: Da müssen ortskundige Landsleute ran! Und wie sie rangegangen sind! Ich bekam Karten, Briefe, E-Mails, Kopien von alten Landkarten und Registerauszüge. Da kann ich nur sagen: Einfach toll! Danke allen Einsendern. Also: die Kolonie Langendorf und Kleinlangendorf – bis 1938 Mauschern! – lagen am Westrand des Großen Moosbruches südlich von Timber, gehörten vor dem Ersten Weltkrieg zu Nemonien, später zu Täwellenbruch. Soviel für heute. Da sich bei dieser Suchaktion nämlich wieder ein „Familienwunderchen“ ereignet hat, findet die Fortsetzung als Osterüberraschung statt! Siehe oben!

Auch **Ingrid Haase** sucht Informationen über ein ostpreußisches Dorf – diesmal handelt es sich um Ihlnicken im Samland. Konnte ich zuerst auch nicht finden, aber dann bekam ich doch heraus, daß es zur Gemeinde Klein Hubnicken gehörte. Eine Dorfchronik dürfte es mit Sicherheit nicht geben, aber vielleicht finden sich andere Unterlagen, vor allem Fotos. Auch von Kreilackem würde Frau Haase gerne Näheres wissen, um die Herkunft ihrer väterlichen Vorfahren dokumentieren zu können. Sind diese Dörfer heute noch vorhanden oder wenigstens zu orten? Frau Haase würde sich über jede Zuschrift freuen. Und dann hat sie noch einen Wunsch: Ein ostpreußisches Lesebuch von 1943/44. (Ingrid Haase, Krauseplatz 2 in 07607 Eisenberg/Thüringen.)

Bleiben wir im Samland! Während ihrer Arbeitsdienstzeit im Sommer 1944 war **Adda Kittel** im Lager 5/12 Langbrück bei Rosengarten und anschließend im Kriegshilfedienst in Powayen. Am 25. Januar 1945 kam sie mit anderen Kameradinnen in Pillau auf ein Schiff, das dann sicher einen deutschen Hafen erreichte. Sie würde sich sehr freuen, wenn sich ehemalige Gefährtinnen von diesen Stationen ihres Lebens mel-

1943 im Lager Paßdorf zusammen. Friedel arbeitete dann als Krankenschwester auf der Männerstation im Kreiskrankenhaus Oranienburg, nach einer kurzfristigen Verlegung wegen Bombenschäden wurde dort wieder gearbeitet. Anfang Juli 1945 verstarb Friedel Preuß und wurde am 8. Juli auf dem Oranienburger Friedhof beerdigt. Diese Nachricht vermittelte die damalige Oberschwester **Nelli Lohmann**. Da in dem Krankenhaus noch andere

Durch die erneuten Lagerberichte angeregt, stöberte sie in alten Unterlagen und fand dabei in ihrem Poesiealbum ein Blatt, auf dem sich die auch im Lager Öksböl internierten Klassenkameradinnen der Klasse 4c der Herder-Oberschule eingetragen hatten. Datum: 28. September 1948. Die Mädchen waren damals ungefähr 14 Jahre alt. Ihre Namen: **Chr. Tamschick, H. Gahlen, E. Darowski, M. Pätschke, D. Behrendt, L. Loepp, Chr. Esau, R. Lachs, E. Jacobi, H. Kallinasch, I. Michels, H. Loesdau, H. Woelke, W. Orzechowski, R. Wiechert, Ur. Barsuhn, H. Klingberg, M. Bahr, I. Wachholz** und **H. Wermter**. Auch die Klassenlehrerin **M. Geiger** hatte sich eingetragen. Fotos durften nicht gemacht werden. Wer erinnert sich noch an die gemeinsame Lagerzeit und schreibt an Frau Henke, die sich sehr über jedes Lebenszeichen freuen würde. (Ruth Henke, Bülowstraße 22 in 24105 Kiel.)

Wie immer, auch vom neuen Platz, mit herzlichen Grüßen,

Eure



Ruth Geede

Die ostpreußische Familie



den würden. (Adda Kittel, Spikkufer 22 in 44149 Dortmund.)

An eine ehemalige RAD-Kameradin erinnert sich auch **Constanze Schwarz**, geb. **Rudolph**. Sie möchte gerne etwas über den so frühen Tod der jungen Frau wissen, die 20jährig in Oranienburg verstarb. Sie hieß **Friedel Preuß** und stammte aus der Goldaper Gegend. Frau Schwarz war mit ihr

der Flucht in Bützow wohnten. „Alle meine Anfragen in Oranienburg blieben ohne Erfolg“, schreibt Frau Schwarz, „einzige und letzte Hoffnung ist die Ostpreußische Familie!“ Hoffen wir mit ihr. (Constanze Schwarz, Feldkrückerweg 30 in 36355 Grebenhain-Herchenhain.)

Dreieinhalb Jahre lebte **Ruth Henke**, damals noch Schulkind, hinter dänischem Stacheldraht.

UND IMMER MEHR ALBERTEN ...

Wie ein ostpreußischer Abiturient sich über jeden neuen Albertus freute, den er sich an das Revers stecken konnte, so freuen wir uns über jede neue Zuschrift zu den Alberten. Und da muß ich zuerst auf das Schreiben von Renate Pöhlmann, die ja mit dem „rätselhaften Gruppenfoto“ den Stein ins Rollen brachte, eingehen, und damit auf ihr ganz großes Dankeschön, das sie so formuliert: „Erstmals konnte ich spüren, was es mit dem Begriff OSTPREUSSISCHE FAMILIE auf sich hat! Ich bin froh und dankbar!“ Nicht nur sie: Ihre Kusine Hanna Kopp, geb. Post, bekam wertvolle Informationen von der Schulgemeinschaft Realgymnasium / Oberschule für Jungen zu Tilsit, zugesandt. Deren Vorsitzender, Hans Dzieran, hatte uns zwar sofort nach Veröffentlichung des Fotos ein Fax geschickt, aber das muß irgendwo anders gelandet sein. Er übersandte uns nun eine Kopie des Abiturzeugnisses von Kurt Post, dem Vaters von Hanna Kopp (und Lieblingsonkel von Renate Pöhlmann). In der Schulgemeinschaft wird übrigens noch heute der Albertus zur Erinnerung an die ostpreußische Schultradition getragen.

Da muß ich gleich meinen Anfangsatz korrigieren und ihn aus der Vergangenheit in die Gegen-

wart transferieren: Die Abiturienten freuen sich auch heute – nämlich diejenigen, die im Landfermann-Gymnasium in Duisburg die Reifeprüfung bestehen. Denn dort lebt der ostpreußische Brauch seit dem Jahr 1959, als die ehemaligen Absolventen des Königsberger Friedrichs-Kollegiums ihn in das Schulleben ihrer Patenschule einbrachten. Aus dem Stiftungskapital der damals gegründeten Prof. Schumacher-Stiftung werden die Alberten erworben, die jeder Abiturientin, jedem Abiturienten bei der Entlassungsfeier angesteckt werden – in jedem Jahr sind es etwa 100 junge Menschen. Wie der Friederizianer Dr. Wolfhart Burdenski mitteilt, hat bis heute nur ein einziger Schüler die Annahme verweigert. Darauf sprang eine Dame in der Aula auf und rief: „Ich bin die Mutter, ich stamme aus Ostpreußen. Geben Sie mir den Albertus, wenn mein Sohn nicht will!“ Der junge Mann wurde daraufhin ganz klein. Der Albertus ist in Duisburg, der Patenstadt Königsbergs, längst zum Begriff geworden. Auch manch ein früherer Absolvent des Landfermann-Gymnastiums läßt sich im späten Alter einen Albertus anstecken!

Das Interesse an unserm ostpreußischen Brauch ist durch

das Foto und die Berichte im *Ostpreußenblatt* aber auch anderswo geweckt worden. So möchte der Enkel von Dr. med. Günther Abramowski, der jetzt sein Abi macht, einen Stürmer haben! Aber leider läßt sich nirgendwo eine Anleitung zur Herstellung finden. Herr Dr. Abramowski bittet nun unsere Leser, ihm eine solche anzufertigen und zu besorgen. Oder ihm einen echten Stürmer auszuleihen. Ergänzen möchte ich noch, daß er wohl auch Hinweise gebrauchen könnte, wo es die goldenen Chenillefäden noch zu kaufen gibt! Es gibt ja kaum noch „Posamentenläden“. (Dr. med. Günther Abramowski, Am Saalbrink 3 in 31535 Neustadt a. Rbge., OT Schneeren.)

Von den uns erneut zugesandten Abifotos haben mich einige besonders erfreut: Sie zeigen nämlich Schülerinnen meiner Schule, des Königsberger Bismarck-Oberlyzeums, die am 25. Februar 1935 ihr Abitur bestanden. Vielen Dank, liebe Ursel Scharffetter, wie du damals Scharffetter, wie du damals Scharffetter. Wir waren doch schon „emanzipiert“, ehe andere, die sehr viel später das Wort auf ihre Selbstverwirklichungsfähigkeit hieften, es überhaupt buchstabieren konnten! **R. G.**



Abitur 1935 am Königsberger Bismarck-Oberlyzeum: Ursula Scharffetter (Lund), Dora Gebauer, Hilde Kraceck, Meta Barkhorn, Christel Bierfreund (Leopold), Erdmuth Fabricius und Gertrud Steiner (von links nach rechts)

Foto: Scharffetter

SCHRÖDERS ANTI-KRIEGSHALTUNG NUR STIMMUNGSMACHE

Betr.: Die Deutschen werden erwachsen (Folge 9)

Herr Ströhm baut eine Geschichte auf, die hinten und vorne nicht stimmt: Als Schröder gegen Ende des Wahlkampfes herausschrie: „Kein Krieg, kein deutscher Soldat ...!“, da tat er das nicht als Friedensapostel oder aus einem schon lange in ihm brodelnden Antiamerikanismus heraus, er tat es, um eine drohende Niederlage abzuwenden. Er wollte die Stimmen der Mütter gewinnen und die grüne Wählerschaft mobilisieren. Und siehe da, er wurde Sieger, wenn auch nur knapp!

Alles andere hat sich erst nach der Wahl entwickelt: Aus einem Wahltrick wurde nachträglich eine Ideologie, eine Friedensmission gezimert, ein Gegensatz zu den USA konstruiert, ja im Verlaufe sogar eine Achse (!) geschmiedet mit einem Frankreich, dessen neidbehafteter Antiamerikanismus historisch ist, und einem Rußland, das in Tsche-

schenien seinen Humanismus auslebt.

Niemand hatte von uns verlangt, auch nur eine Kompanie zum Kampf gegen Saddam zur Verfügung zu stellen; Überflugrechte, Spürpanzer, AWACS und Patriot-Raketen – das war's, das ergab sich schon aus den NATO-Verträgen. Hätte es im September 2002 wirklich Bedenken deutscherseits hinsichtlich der amerikanischen Irak-Politik gegeben, so hätte man das im Bündnis vortragen können; der Kanzler hätte Kontakt zu Bush aufnehmen, ihn notfalls in Washington aufsuchen können. Nichts von alledem. Heute geht es schon nicht mehr um die – gar nicht angeforderten – deutschen Soldaten, man arbeitet fleißig gegen den Verbündeten und Freund, der uns noch vor gar nicht langer Zeit eine „partnership in leadership“ angeboten hat.

Wen wundert's, daß die Amerikaner sauer reagieren? Der US-Vertei-

digungsminister ist kein Diplomat, ein polternder Typ. Sein Vergleich Deutschland mit Kuba oder Libyen war deplaziert. Er galt aber nicht dem deutschen Volk, sondern seiner derzeitigen Regierung. Wäre es anders, hätte Bushs Administration – Rumsfeld eingeschlossen – Frau Merkel nicht mit offenen Armen empfangen. Aber ungeschoren werden wir nicht davonkommen. Zu tief sitzt die Enttäuschung über Deutschland.

Jetzt ist die NATO, die uns im Falle des Falles verteidigen sollte, tief gespalten, vielleicht sogar inoperabel geworden, und eine in 50 Jahren gewachsene Freundschaft liegt in Trümmern – dank der unilateralen Entscheidung des deutschen Regierungschefs.

Hans L. Waiblinger, Hardert

Einer der größten Massenmörder: Stalin nutzte als Staatsoberhaupt der Sowjetunion seine Macht uneingeschränkt aus. Mehrere Millionen Menschen kamen bei durch ihn veranlaßte Zwangsdeportationen oder in Arbeitslagern um. Selbst seine eigenen Gesinnungsgenossen wurden, wenn sie nicht genau seiner Linie folgten, häufig dem Henker überantwortet.

Foto: Archiv



WARUM ERINNERTE KEINER AN DIE VERBRECHEN STALINS?

Betr.: Stalin

Vor einem halben Jahrhundert, am 5. März 1953, starb Jossif Wissarionowitsch Dschugaschwilli, genannt Stalin, hinter dessen Maske eines altväterlich lächelnden Biedermanns sich einer der blutrünstigsten Despoten der Menschheitsgeschichte verbarg. Stalin, der Stählerne, war der Urheber und Organisator eines gnadenlosen Terrorregimes, das unterschiedslos und willkürlich ganze Bevölkerungsgruppen der Deportation, dem Hungertod oder der Erschießung überantwortete. In die zahllosen Konzentrationslager und Genickschußkeller des NKWD gelangten unterschiedslos Arbeiter, Bauern, Adlige, Offiziere, Wissenschaftler, Ärzte und Altbolschewiken. Die in-

haftierten Delinquenten unterschrieben die unsinnigsten, bereits vorformulierten Geständnisse und wurden in scheinlegalen Schauprozessen abgeurteilt. Vielfach teilten auch Familienangehörige ihr Schicksal. Solschenizyn schätzt die Opferzahlen von 1917–1991 auf etwa 60 Millionen, einige Quellen bleiben auch darunter.

Der Jahrestag von Stalins Tod hätte ein willkommener Anlaß sein können, die ungeheuren Verbrechen des „roten Zaren“ und seiner skrupellosen Gehilfen einer breiten Öffentlichkeit bekanntzumachen. Daß dies so gut wie nie geschah, ist entlarvend für unsere selbsternannten „Volkspädagogen“. Denn während man in unverminderter Heuchelei

fortfährt, die Singularität der NS-Untaten zu betonen, wächst über den namenlosen Massengräbern des Stalinschen Terrors das Gras des Vergessens.

Gerd Kresse, Schwülper

ES GIBT KEINEN ERSTEN UNTER GLEICHEN

Betr.: „Die Deutschen werden erwachsen“ (Folge 9)

Der Artikel ist hervorragend. In allen Diskussionen im Fernsehen, Radio und den Zeitungen bemerkt man die Ängstlichkeit über die eventuellen Folgen eines souveränen Auftretens der Europäer und vor allem der Deutschen. Ich finde, daß es allerhöchste Zeit ist, daß die EU und natürlich auch Deutschland als wirkliche Partner in Richtung USA auftreten. Partnerschaft heißt aber ohne jede Einschränkung: es gibt keine „Führungsmacht“, es gibt keinen „Ersten unter Gleichen“ oder sonstige geartete Vormachtstellungen oder Sonderrechte.

Deutschland hat endlich ehrlich, klar und deutlich seine Meinung gesagt, vordergründig gegen den völkerrechtswidrigen Krieg gegen das

irakische Volk, eigentlich aber geht es um das Verhältnis zur USA. Die USA haben unbeherrscht in beleidigender und frecher Anmaßung reagiert, damit haben sie wieder einmal manifestiert, daß sie sowohl die EU als auch Deutschland als unmündige Bananenstaaten ansehen. Auf diese primitive Dialog-Ebene sollte sich unser Volk nicht herablassen. Ich kann nur hoffen, daß diese politische Linie weiter verfolgt wird, egal, wer künftig in die Regierung von Deutschland gewählt wird.

Werner Pfennig, Neubrandenburg

FALSCHER GENERAL

Betr.: „Ehemaliges Hauptquartier“ (Folge 10)

Ihr Autor schreibt, daß am 22. Juni 1941 aus dem „Mauerwald“, dem Zentrum der Truppenführung, die Militäroperation „Barbarossa“ durch den Generalfeldmarschall Walther von Brauchitsch zusammen mit dem Generalstabschef Franz Harder befohlen wurde. Das ist nicht ganz korrekt. Generalstabschef war nicht Franz Harder, sondern Generaloberst Halder. Ich verweise hierzu auf das Buch von Paul Carell „Unternehmen Barbarossa“.

Walter Grubert, Hannover

Betr.: „Ehemaliges Hauptquartier“ (Folge 10)
Ich war im September vorigen Jahres an Ort und Stelle des ehemaligen Kriegsquartiers des Oberkommandos des Heeres bei Steinort in Masuren. Die Bunker sind in unbeschädigtem Zustand und von Gehölz und Gestrüpp umgeben.

Horst Radeck, Braunschweig

Foto: Radeck



Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwährend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

AMERIKANER ALS GESANDTE GOTTES?

Betr.: „Jenseits von ‚Gut‘ und ‚Böse“ (Folge 7)

Propagandistisch werden Menschen in „Gut“ und „Böse“ eingeteilt, wie es gerade ins Konzept paßt. Einige möchten vielleicht sogar Gesandte Gottes spielen und sich fanatisch als Heilsbringer oder Weltverbesserer fühlen. Mir kommt das Ganze wie eine verkorkste Theateraufführung vor. Parallelen

gibt es in der Geschichte genug. Die USA haben sich mit Diktatoren eingelassen und mit deren Hilfe andere Diktatoren bekämpft.

Eigene Erfahrungen haben uns gelehrt, was Verbrechen heißt. Das amerikanische Volk hingegen hat bis jetzt noch nie kollektive Schuld auf sich nehmen müssen.

Margot Mahner, Bremen

DEUTSCHE ZWANGSARBEITERIN ERINNERT SICH: »IM ARBEITSLAGER VERLOR ICH MEINEN KLEINEN SCHATZ«

Betr.: „Zwangsarbeiter-Schicksale“ (Folge 50)

Ihr Artikel über Zwangsarbeiter-Schicksale hat auch bei mir, als Zwangsarbeiterin bei den Russen, einige Erinnerungen zurückgebracht.

Am 9. April 1945 wurde ich wie viele andere Frauen mit meinem damals neun Monate alten Kind im Kinderwagen aus dem Haus und anschließend etliche Tage über Landstraßen getrieben. Nach schlimmen Erlebnissen unterwegs als 24-jährige Frau wurde ich mit zwei anderen Frauen aus dem Treck herausgenommen, von zwei Soldaten in ein ehemaliges Insthaus bei Geidlauken/Heiligen Hain, geführt, wo wir vorerst untergebracht wurden. Die Russen waren nicht unfreundlich und erklärten uns, daß wir für eine

Einheit Wäsche zu waschen hätten. Die Angehörigen dieser Einheit waren anständig und bedrängten uns nicht. Sie gaben uns Milch und Brot für unsere Arbeit.

Inzwischen war der Krieg zu Ende, und im Juni zog diese Einheit ab. Als nun keine Uniformstücke mehr auf der Wiese vor dem Haus hingen, wurden wir von umherstreunenden Russen ständig belästigt, und daher beschlossen wir, dieses Haus, das uns bisher eine gewisse Sicherheit geboten hatte, zu verlassen und nach Königsberg zurückzukehren. Es wurde ein neuer Treck gebildet, aber anstatt nach Königsberg ging es in die entgegengesetzte Richtung. Alles zu Fuß, und ich mit einem sehr lädierten Kinderwagen, in dem meine inzwischen ein Jahr alte Moni saß. Der Treck, nur aus Frauen und Kindern bestehend, von bewaffne-

ten Soldaten bewacht, landete schließlich nach einigen Tagen auf einer Kolchose, etwa zehn Kilometer von Insterburg entfernt. Die Kolchose wurde von sowjetischen Offizieren geführt, und unsere schwere und ungewohnte Arbeit wurde von bewaffneten Soldaten beaufsichtigt. Ihnen waren außerdem junge russische Frauen unterstellt.

Bei dem üblichen morgendlichen Antreten zur Arbeitsverteilung bekamen Nadja – eine Ukrainerin – und ich den Befehl, mit Pferd und Wagen zum Gurkenfeld zu fahren. Später hörten wir plötzlich auf der nahen Chaussee einen Lastwagen mit eher grölenden Soldaten vorbeifahren. Nadja lauschte, lächelte und sagte mit ganz verklärtem Gesicht: „Deutscher Soldat aber scheener singen.“ Ich fragte überrascht: „Woher weißt du das, Nadja?“ „Na,

ich war in Deutschland arbeiten!“ Ich fragte, wo sie gearbeitet hätte. Und sie antwortete: „Keenichsberch, Flughafen.“ „Und wie war deine Arbeit?“ fragte ich. „Gut, nicht leicht, aber guter Direktor, gut Essen und Geld.“

Unser ganzer Lohn für die schwere Arbeit, von Sonnenaufgang bis Untergang, war folgender: Jeden zweiten Tag 400 Gramm nasses Brot, etwa 100 Gramm Mehl oder Graupen, zweimal in der Woche sollte es 150 Gramm Fisch geben, aber meistens bekamen wir eingesalzene Dorschköpfe, und einmal in der Woche einen Eßlöffel Zucker. Für die Kinder und die alten Frauen, die für die Feldarbeit nicht mehr einsatzfähig waren, gab es nichts. Unsere kleinen Kinder mußten nach und nach verhungern. Auch meine kleine Moni.

Ich glaube kaum, daß es den Fremdarbeiterinnen in Deutschland so ergangen ist. Wenn sie jetzt entschädigt werden mußten, dann sicher nicht für die Behandlung in Deutschland, sondern und vor allem bei den Russinnen für die schlechte Behandlung durch ihre Landsleute nach ihrer Heimkehr.

Daß ich für die fast vier Jahre keine Entschädigung erhalten habe, die auch bei meiner Rente nicht berücksichtigt wurden, wiegt nicht gar so schwer wie das weltweite Schweigen über die schlimmen Erlebnisse der deutschen Frauen, die wir über uns ergehen lassen mußten. Es reißt immer wieder vernarbte Wunden auf, wenn nur gegen die Deutschen aufgerechnet wird, aber über das, was uns widerfahren ist, wird grundsätzlich geschwiegen.

Charlotte Beck, Stuttgart

OSTDEUTSCHES LIED

Wetzlar - Um das Liedgut der deutschen Siedlungsgebiete im Osten zu erhalten, zu pflegen und neu zu beleben, hat die Stadt Wetzlar auf Anregung des heimatvertriebenen Musikpädagogen und Volkskundler Edgar Hobinka im Jahre 1962 eine Patenschaft für das ostdeutsche Lied übernommen. Diese Patenschaft soll auch zu einer Belebung des Singens allgemein dienen und damit einen Beitrag zur europäischen Verständigung leisten. Im einzelnen verfolgt die Patenschaft folgende Ziele: Verbreitung der Lieder aus den ostdeutschen Sprachgebieten und Unterrichtung über ihre Herkunft, ihren Ursprung und ihr Schicksal durch Publikationen und Öffentlichkeitsarbeit, Unterstützung von Chorvereinigungen, Singkreisen, Instrumentalgruppen und Solisten, die sich dem ostdeutschen Lied generell oder zu einem besonderen Anlaß widmen, durch Bereitstellung von Notenmaterial und Hilfe bei der Programmgestaltung, Bereitstellung der archivierten Materialien für publizistische und wissenschaftliche Zwecke, auch für Examensarbeiten, Hilfe bei der Suche nach Liedern, von denen nur noch Textanfänge bekannt sind, Unterstützung bei der Suche nach mehrstimmigen Sätzen, Klavier- oder anderen Instrumentalbegleitungen zu bestimmten Liedern, soweit sie im Archiv vorliegen.

Das Archiv verfügt über 1.600 Liederbücher und Liederblätter. Die Liedsuchdatei umfaßt rund 26.000 Liedtitel. Außerdem sind Tonträger mit Liedaufzeichnungen vorhanden. Anhand der Liedsuchdatei können Anfragen nach Liedtiteln, Komponisten, Textdichtern, Herkunft der Lieder und so weiter schnell beantwortet werden. Die Dienstleistungen des Archivs sind unentgeltlich und stehen jedem Interessenten zur Verfügung. Nähere Informationen bei der „Patenschaft der Stadt Wetzlar für das ostdeutsche Lied“, Hauser Gasse 17, Postfach 2120, 35573 Wetzlar, Telefon (0 64 41) 9 93 29 oder Fax (0 64 41) 9 92 42.

TAG DER OFFENEN TÜR

Kühren - Zu einem Besuch der kleinen Webstube am 10. und 11. Mai, von 14 bis 18 Uhr, lädt Irene Burchert in die „Webstube Lyck“ im Hause Allenstein, Appelwarder 1, 24211 Kühren, ein. Es gibt eine Ausstellung von Handwebarbeiten: Decken, Trachtenstoffe, Jostenbänder, Knüpfteppeiche und Doppelgewebe, Stickereien und Handschuhe. Alles nach alten Vorlagen aus Ostpreußen gefertigt. Auch werden diese Techniken vorgeführt. Für das leibliche Wohl werden Kaffee, Kuchen und Getränke angeboten. Nähere Auskünfte bei Irene Burchert, Telefon (0 43 42) 25 89.

STUDIENFAHRT

Düsseldorf - Eine Studien- und Begegnungsfahrt nach Schlesien führt der BdV Nordrhein-Westfalen vom 26. Juni bis 6. Juli durch. Unter anderem werden Liegnitz, Leubus, Breslau, Groß Stein, Oppeln, Lamsdorf, Gleiwitz, Lubowitz, Ratibor, Kreuzenort, Benkowitz, Neiß, Glatz, Bad Altheide, Reichhennersdorf und das Riesengebirge (Schneekoppe) besucht. Ein Abstecher führt nach Braunau im Sudentenland. An vielen Orten sind Begegnungen mit den Deutschen Vereinen vorgesehen. Die Leitung übernimmt Josef Engel in Verbindung mit H.-J. Muschiol und R. Goldmann. Die Unterbringung erfolgt in ausgesuchten Hotels und Begegnungsstätten. Anmeldungen sind sofort möglich an: R. Goldmann, Paul-Löbe-Straße 54, 40595 Düsseldorf.

»AUF EIN WIEDERSEHEN IN ANKLAM«

Frühlingstreffen der Ostpreußen - Zwischen Erinnerung und Gegenwart / Von Ruth GEEDE

Es gibt Orte, mit denen sich besondere Erinnerungen verknüpfen. Auch dann, wenn man sie lange nicht genannt, geschweige denn besucht hat. Aber wenn plötzlich der Name auftaucht - bei einem Gespräch, beim Lesen, in einer Fernsehsendung - ist alles wieder lebendig, was damals geschah. Und das kann in einem sehr langen Vertriebenenleben schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegen.

So erging es mir jetzt mit Anklam: Als mein Gumbinner Landsmann Manfred Schukat - nicht nur 1. Vorsitzender des Landesverbandes für Mecklenburg-Vorpommern - an mich herantrat und fragte, ob ich nicht beim Frühlingstreffen der Ostpreußen in Anklam lesen wollte, war jener späte Januartag im Jahr 1945 wieder da, an dem ich in dieser pommerschen Stadt weilte. Wobei es nur bedingt richtig ist: Ich blieb lediglich auf dem Bahnhof unter Hunderten von Landsleuten, die nach der Flucht über See in Swinemünde gelandet waren und nun versuchten, sich in den Westen durchzuschlagen. Die Bahnhofshalle war übervoll von Erwachsenen und Kindern, die auf dem eiskalten Boden hockten und warteten, daß irgendwann ein Zug käme ...

Meine Mutter und ich, die ich in Swinemünde aus meiner Wehrmachtsdienststelle entlassen worden war, hatten mit einem Sanitätszug Anklam erreicht - hier mußten wir raus. Und standen bei der nächtlichen Eiseskälte eingepfercht im Menschenpulk. Wie und wo soll-

te ich für meine gallenranke Mutter ein Plätzchen finden, wo sie wenigstens sitzen konnte?

Wir schoben uns in die Bahnhofshalle. Eine Fahrkartenkontrolle gab es ja nicht, das „Knipserhäuschen“ war unbesetzt, wie ich feststellte, als ich das grüne Fenstergardinchen zur Seite schob. Schnell die Türe aufgemacht und hinein. Das war ein für die eisigen Temperaturen geradezu warmer Sitzplatz für meine Mutter. Am nächsten Tag ging es dann auf einem Munitionszug weiter nach Warren. Aber das ist schon eine andere Geschichte.

Ja, und nun sollte ich wieder nach Anklam kommen! Genau 58 Jahre später! Sollte vor über 500 Menschen sprechen und lesen, heitere Geschichten vor allem. Hätte ich mir das damals als Vertriebene, die nichts als ihr Leben gerettet hatte, träumen lassen?

So kam ich nach Anklam. Und feierte mit über 500 Landsleuten, die den Volkshaus-Saal bis auf den letzten Platz füllten, ein ostpreußisches Frühlingstreffen. Mit Pillkaller und Königsberger Klopsen. Mit heimatlichen Liedern, mit denen der Ostpreußen-Sänger Bernstein die Zuhörer zum Mitsingen animierte. Er, der Bernd Krutzinna aus dem Kreis Sensburg, hätte allein ein ganzes Programm bestreiten können. Zusammen mit den Liedern des Anklamer Gesangvereins und einer jungen Akkordeongruppe waren die Stunden musikalisch bestens ausge-



Fröhlichkeit und viel Musik: Den Besuchern der Veranstaltung wurde ein abwechslungsreiches Unterhaltungsprogramm geboten. Foto (2): EB

füllt. Und eine besonders hübsche musikalische Erinnerung. Dr. med. Karl Nehls spielte Klavier. Dem aus Pillkallen stammenden Mediziner, Ehrenmitglied des BdV-Kreisverbandes Anklam, wurde musikalisch zu seinem 80. Geburtstag gratuliert.

Es fehlten auch nicht die ernstesten Töne. Das geistliche Wort sprach Pfarrer Philip Graffam aus Lassa. Der aus Äthiopien stammende Geistliche sprach über die Heimatlosigkeit aus eigener Erfahrung - auch er kann nicht in sein Geburtsland zurück. Anklams Bürgermeister Michael Galander ging in seinem Grußwort vor allem auf die Mithilfe der Vertriebenen beim Wiederaufbau der zerstörten Stadt ein.

Aber die Fröhlichkeit siegte dann doch, die sich dann zweifellos immer lautstark meldet, wenn heimatliche Worte erklingen - wozu ich auch beitrug. Für einige Gäste, die vor allem aus Stralsund, Greifswald und Neubrandenburg - sogar aus Stuttgart - nach Anklam ge-

kommen waren, wurde dieses Frühlingstreffen zum ersten Heimatfest, das sie erlebten. Und man merkte, wie glücklich sie waren, wieder ganz „tohuus“ zu sein - wenigstens für Stunden, in denen es für manche Vertriebene ein - auch unverhofftes - Wiedersehen mit Landsleuten gab. Manfred Schukat, der nach der Wende den Kreisverband mitbegründete, freute sich über den randvollen Saal wie auch über das gute Gelingen des Frühlingstreffens. Auch der Ostpreußenblatt-Stand konnte ein reges Interesse verzeichnen. Manche hielten unsere Zeitung zum ersten Mal in der Hand!

Es war schön in Anklam, schön in dieser weiten, einsamen Landschaft, die an dem sonnigen Vorfrühlingstag so sehr an Ostpreußen erinnerte. Nur zum Bahnhof bin ich nicht gekommen. Ich hätte gerne festgestellt, ob das Fahrkartenhäuschen noch steht. Aber vielleicht gibt es ein „Wiedersehen“, das mir der ganze Saal singend zum Abschied wünschte. **Danke, Anklam!**



Im Mittelpunkt des Interesses: Ruth Geedes Hände leisteten „Schwerarbeit“.

NACHRUF AUF ERICH LAPINS

Erich Lapins wurde noch vor dem Ersten Weltkrieg im November 1912 in Memel geboren und entstammte einer einfachen bürgerlichen Familie mit deutsch-nationaler Gesinnung, was damals ganz selbstverständlich war. Die Abtrennung des Memelgebietes vom Deutschen Reich 1919, seine Besetzung durch die Franzosen, der widerrechtliche Einmarsch der Litauer 1923 und die 1926 unbegründete Verhängung des Kriegszustandes über die Heimat waren Ereignisse, die seine politische Einstellung geprägt hatten.

ER WAR EIN »ADLER« DER ERSTEN STUNDE

Kurz vor 1930 trat er der Gruppe „Adler und Falken“ in Memel bei. Ihr Ziel war, der Jugend ein naturnahes Erleben durch Wanderungen, Fahrten, Lagerleben, Lieder und Heimatabende zu vermitteln und sie zur Kameradschaft zu erziehen. Hier lernte er auch Martina Killus, seine spätere Frau, kennen, die der Mädchengruppe der „Adler und Falken“ angehörte. Aufgrund seines stets aufrichtigen und ausgeglichenen Charakters und seiner Fähigkeit, mit jungen Leuten umzugehen, wurde ihm bereits 1932 die Führung der Memeler Gruppe übertragen.

Die Memeler „Adler und Falken“ verloren durch die Abgrenzungsmaßnahmen der Litauer die Verbindung zu ihrer Dachorganisation und nannten sich daher „Memelländischer Wandervogel“. Es gelang Erich Lapins, in Memel neue Mitglieder zu gewinnen und den „Wandervogel“ auch in Heydekrug und Pogegen zu begründen.

Die Arbeit des „Wandervogels“ wurde jedoch vom Kriegskommandanten durch Verbote des Tragens von Uniformteilen, der Teilnahme an geschlossenen Wanderungen und Versammlungen sowie Strafandrohungen stark behindert. Erich Lapins sah sich daher veranlaßt, das öffentliche Auftreten des „Wandervogels“ einzustellen und in kleinen Gruppen „illegal“ weiter tätig zu sein.

Als im Juli 1933 die Neumann-Partei gegründet wurde, stellte sich Erich Lapins mit seinen im ganzen Memelland vertretenen illegalen Gruppen dieser Partei zur Verfügung. Sie wirkten bei Veranstaltungen und im Wahlkampf mit.

Im Februar 1934 wurde die Neumann-Partei verboten. Dr. Neumann und auch Erich Lapins wurden verhaftet und, nach einem Schauprozeß vor einem litauischen Kriegsgericht, ins Gefängnis gesteckt.

Als sich Litauens Außenpolitik zugunsten Deutschlands änderte, wurden die Verhafteten vorzeitig entlassen. Lapins kam nach vier Jahren Zuchthaus im Dezember 1937 frei. Er übernahm wieder die Führung der illegalen Gruppen, die im großen und ganzen in ihren Strukturen erhalten geblieben waren.

Am 1. November 1938 wurde im Memelgebiet endlich der Kriegszustand aufgehoben. Nun war die Zeit der Illegalität zu Ende. Dr. Neumann, der auch vorzeitig entlassen worden war, beauftragte Erich Lapins mit dem sofortigen Aufbau eines uniformierten Ordnungsdienstes. Als Abzeichen bestimmte er die Elchschaufel, da er dieses Abzeichen als Angehöriger des Ostpreußischen Freiwilligen-Korps bereits im Ersten Weltkrieg getragen hatte.

Nach Ausbruch des Krieges meldete sich Erich Lapins bereits im Dezember 1939 mit einigen Kameraden freiwillig zum Kriegsdienst. Er wurde vorwiegend an der Ostfront eingesetzt. Gegen Ende des Krieges führte er eine Kampfgruppe der Festung Königsberg und trug dazu bei, daß die Dichterin Agnes Miegel Königsberg noch rechtzeitig verlassen konnte.

Als er nach dem Kriege in der Bundesrepublik wieder festen Fuß gefaßt hatte, setzte er sich bei der neu gegründeten Arbeitsgemeinschaft der Memelländer (AdM) für die Heimat ein. Für seinen Einsatz erhielt er mehrere Auszeichnungen.

Mit Martina Killus, die Erich Lapins im März 1940 geheiratet hatte, konnte er bei guter Gesundheit im März 2000 die Diamantene Hochzeit im Kreis der Familie in Uelzen feiern.

Die von ihm in den Nachkriegsjahren organisierten Kameradentreffen waren stets gut besucht und



für alle immer ein Erlebnis. Bis kurz vor seinem Tod hielt er noch engen Kontakt zu einigen Schicksalsgefährten. Er ist nun für immer von uns gegangen, der uns stets mit seinem aufgeschlossenen Charakter ein Vorbild war. Wir werden oft und in Dankbarkeit an Erich denken.

Für seine Kameraden aus schwerer Zeit **Benno Dilba**

EVANGELISCHE OSTPREUSSEN



Dresden - Ihren 6. Kirchentag feiert die Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen am Sonnabend, 12. April, 10 Uhr, im Gemeindegottesaal der Christuskirche, Elsa-Brändström-Straße

1. Thema des Kirchentages ist „Frieda Jung, eine ostpreußische Christin und Dichterin“. Nähere Auskünfte erteilt Elfriede Rick, Senftenberger Straße 32, 01239 Dresden, Telefon (03 51) 4 71 30 86.

Quer durchs Beet

**MIT »LEADERSHIP«
AUF DIE LIEDERSCHIPPE**

Das Wort „leadership“, das bisher mit „Führung“ oder „Führungsqualität“ zu übersetzen war, kann man seit kurzem in einer neuen Bedeutung antreffen. Dazu muß man auf Kanäle schalten, wo der US-Präsident nicht nur zu sehen, sondern auch im Originalton zu hören ist: Denn immer, wenn ausländische Politiker ins Weiße Haus pilgern, um dort gegen den Willen ihrer Landsleute bedingungsloses Vasallentum zu bekunden, wird dieses Verhalten von Bush als „leadership“ gepriesen. Begleitendes Schulterklopfen unterstreicht noch die neue Bedeutung. Ob sich die solcherart Ausgezeichneten dabei auf die Liederschippe genommen fühlen? Wenn ja, haben sie wohl schon im voraus „Schmerzengeld“ dafür bekommen. **RGK**

**MARX SCHLÄGT
BISMARCK**

Von einer „sehr demokratischen Entscheidung“ sprach die ehemalige DDR-Wirtschaftsministerin Christa Luft bei der Enthüllung des Karl-Marx-Denkmal im brandenburgischen Fürstenwalde Mitte März. Das tonnenschwere Ungetüm, das alten Fürstenwaldern noch als Bismarck-Gedenkstein in Erinnerung ist, trug allerdings bis 1945 das bronzene Porträt des alten Reichskanzlers. Dann erst kam Karl Marx, der von 1950 an vierzig Jahre mit einem Kupferrelief den Bismarck'schen Platz auf dem Stein einnahm und auch der bisherigen Schützenstraße am Park seinen Namen gab. Als die teure Marx-Tafel in den Wendewirren einfach geklaut wurde, erstattete die Stadt zwar Anzeige gegen die unbekanntesten Diebe. Doch die Platte vom Stein an der Karl-Marx-Straße blieb verschwunden. Seitdem wurde darüber diskutiert, was aus dem massigen Denkmalsockel werden sollte, und man hat sich nach langem Hin und Her für Karl Marx und somit gegen Bismarck entschieden.

So manchen hat diese Entscheidung dann auch ziemlich verwundert, doch was Christa Luft eine „sehr demokratische Entscheidung“ nennt, beruht auf geschickter Einflußnahme der PDS auf den Stadtrat. Der PDS-Fraktionsvorsitzende Gerold Sachse hatte nämlich seine „Senioren-AG“ in der 34.000 Einwohner zählenden Stadt auf Spendersuche geschickt. Ganze 3.000 Euro kamen so zusammen, womit die Finanzierung des Denkmals gesichert war. Die einzige Bedingung: Marx statt Bismarck. Da auch Fürstenwalde finanziell nicht gerade gut dasteht, konnten sich selbst die meisten CDU- und FDP-Mitglieder der Argumentation des PDS-Vertreters nicht mehr entziehen, und so stimmten 25 der 31 Abgeordneten für Karl Marx. **Rebecca Bellano**



Marx mit Blasmusik: Denkmaleinweihung in Fürstenwalde

Foto: MOZ



„Angela will heute nochmal ein Zeichen setzen!“

Zeichnung: Götz Wiedenroth

EXPERTEN AN SICH

»News«-Einheitsbrei in Superlativen, schaurig-schöne Bilderschau und wildentschlossenes Sowohl-Als-auch / Medienrückblick mit Hans-Jürgen MAHLITZ

Tag 13 im Krieg am Golf, morgens um sieben, die Welt ist – zumindest musikalisch – noch einigermassen in Ordnung. Im *Klassik Radio*, wo Beethoven und Bach als „first class music“ angepriesen werden, sich aber desungeachtet besser anhören als das ansonsten übliche Disco-Gekreisch und Trallala, wird auf den RTL-Nachrichten-Einheitsbrei umgeschaltet: „Bagdad erlebte heute Nacht die bislang schwersten Luftangriffe seit Kriegsbeginn“ – „Amerikanische und irakische Verbände lieferten sich die bislang heftigsten Gefechte“ – „In aller Welt gab es die bislang größten Proteste gegen den Krieg“ – „Frau M. hat die bislang deutlichste Unterstützung, Herr S. die bislang heftigste Kritik an Herrn B. artikuliert“.

Diese Litanei höre ich nun schon seit dem zweiten Kriegstag, wenn ich vom Radio zum Fernsehen wechsele, setzt sie sich fort, von Bildern begleitet; man wird das wohl auch noch eine Weile weiter ertragen müssen. Offenbar können diese permanent aufgeregten „News“-Verkünder sich nur noch in Superlativen mitteilen. Alles andere würde im Informationsüberangebot unbeachtet untergehen.

Dieser Krieg ist für die Medienmacher, vor allem die mit Mikrofon und Kamera bewaffneten,

zugleich Herausforderung, Chance und Belastung. Herausforderung, weil sich natürlich jeder von ihnen bei der journalistischen Ehre gepackt fühlt – wer will nicht der beste, der schnellste, der aktuellste, der hintergründigste, zumindest aber der originellste unter all den Kollegen sein?

Die Organisatoren des Medien-spektakels, vor allem die Radio- und TV-Anstalten, zum Teil aber auch die Zeitungs-, Zeitschriften- und Il-

Wer will nicht der beste, der schnellste, der aktuellste, zumindest aber der originellste sein?

lustrierten-Verlage, sehen den Krieg, so makaber das klingen mag, auch unter diesem Aspekt: vergleichsweise niedrige Produktionskosten – eine Stunde Gottschalk oder Karl Moik dürfte sie deutlich mehr kosten als die Übertragung etlicher Bombennächte in Bagdad – und zugleich die Aussicht auf spektakuläres Bildmaterial; die schaurig-schöne Kulisse eines brennenden Präsidentenpalastes, die am Horizont im Wüstenstaub entschwindende Panzerkolonne, die auf einem Feuerschweif in den Nachthimmel reitende „Cruise missile“, in sparsamerer Dosierung dann das Chaos an der Stelle, an der sie gelandet ist, das sind Bilder, die jede Naturkatastrophe in den Schatten stellen. Sie werden regelrecht zelebriert, einige besonders eindrucksvolle Sequenzen habe ich auf mehr als zehn Kanälen gesehen, zum Teil fünf- oder sechsmal wiederholt, aber stets als Neuigkeit angekündigt.

Genau hier lauert die Gefahr, die kaum noch zu bewältigende Belastung dieses Medien-Krieges. Auf allen Akteuren lastet ein enormer Druck. Angeblich verlangt das Publikum danach, rund um die Uhr über jeden Schuß und jeden Treffer

informiert zu werden. Und wenn es dann, nach zwei Wochen Dauer-Extras, -Specials und -Brennpunkten, gar nichts Neues mehr zu berichten und gar nichts Sensationelles mehr zu wiederholen gibt, dann schlägt die Stunde der Experten. Oft erfährt man gar nicht so genau, für was sie eigentlich „Experten“ sind, sie sind eben „Experten an sich“, mit dem alleinigen Lebenszweck, sich zu „äußern“, wozu auch immer. Einige der Herrschaften mit diesem schönen Beruf erscheinen derzeit so häufig bei so vielen Sendern, daß ich beginne, über allerlei merkwürdige Mutmaßungen zu grübeln: Haben vielleicht auch diese Ex-Generäle und Professoren (wie es Saddam Hussein nachgesagt wird) einen Stab von Doppelgängern, die sie einsetzen, um all ihren honorarträchtigen Expertenmeinungsausschüssen nachzukommen zu können? Oder sind sie gar geklont? Peter Scholl-Latour zum Beispiel müßte, falls es ihn wirklich nur einmal gibt, inzwischen zum 30-Stunden-Tag übergegangen sein.

Wozu man diese Experten-Flut eigentlich braucht, ist mir immer weniger klar. Daß der eine dafür, der andere dagegen, der dritte sowohl als auch ist (dies aber mit wilder Entschlossenheit), wissen wir spätestens seit der Wiederholung des 25. Polit-Talks auf Phönix. Wirklich Neues erfährt man nur höchst selten. So letzten Sonntag bei Sabine Christiansen: Da beeindruckte der Exil-Iraker Salar Bassireh, von Beruf Politologe, Publikum und Gesprächspartner mit einer klugen, informationsreichen und auch emotional überzeugenden Analyse – da wurde selbst die sonst so schrille Grüne Claudia Roth ganz still und nachdenklich.

Hans Heckel macht zur Zeit Urlaub, fernab von den Aufregtheiten deutscher und internationaler Politik. Daher erscheint statt seines an dieser Stelle gewohnten politischen Wochenrückblicks in den nächsten Ausgaben ein Blick zurück in die Medien – manchmal, aber nicht immer im Zorn.

Personalien

JÖRG HAIDER



Es war ein makabrer Zufall, daß die Auslieferung von Jörg Haider's jungstem Buch (Zu Gast bei Saddam – „Im Reich des Bösen“, Ibero-Verlag) mit dem Beginn des neuen Krieges zusammenfiel. Haider schildert seine diversen Nahost-Kontakte und -Reisen der letzten Jahre, darunter auch seine Begegnungen mit Saddam Hussein. Die Präsentation des Buches bot ihm Gelegenheit, so aufzutreten, wie es ihm eindeutig am besten liegt, nämlich als Volkstribun, der sich nicht scheut, die Dinge beim Namen zu nennen. Wenig verwunderlich, daß er dafür wieder einmal heftige Kritik erntet. Die bisherigen Verkaufszahlen des Buches sind erfolgsversprechend, und dem Vernehmen nach will ein italienischer Verlag demnächst eine Übersetzung herausbringen. Weiterhin heftigen Gegenwind gibt es hingegen in der Heimat, so zuletzt auch bei den Landtagswahlen im größten Bundesland Niederösterreich, wo die FPÖ hinter die Grünen zurückfiel. Die ÖVP hingegen konnte dort erstmals seit 20 Jahren wieder die absolute Mehrheit erreichen. **RGK**

Zitate · Zitate

„Auch Buchenwald wurde nicht von Inspektoren, sondern von Soldaten befreit.“

Josef Kraus,
Präsident des
Deutschen Lehrerverbandes

„Es ist schlimm, wenn US-Präsident George Bush bei Demonstrationen auf eine Stufe mit dem irakischen Diktator Saddam Hussein gestellt wird.“

Reinhold Robbe (SPD),
Vorsitzender des Bundestags-
verteidigungsausschusses

„Es wird jetzt wohl für alle Christen in der islamischen Welt sehr gefährlich.“

Johannes Friedrich,
bayerischer Landesbischof

„Wir werden keinen anderen Ausgang als den Sieg akzeptieren.“

George W. Bush,
US-Präsident

„Seid geduldig, der Sieg kommt.“

Saddam Hussein,
irakischer Präsident

„Meine Frau Eva nennt mich gelegentlich spöttisch Opa Partisan.“

Peter Scholl-Latour,
Kriegsberichterstatter

**Unheimliche
Verhaimlichung**

Mit Haim und Reich, da gab es doch ein Sprüchlein – ach, wie ging das noch? Egal, ich war ja viel zu jung, nur vage blieb Erinnerung.

Was bringt mich aber jetzt darauf? Na logisch, dieser Ausverkauf: Verhaimlicht wurde weg vom Reich ein halbes Dutzend Sender gleich!

Die deutschen Banken wissen gut, was man für Silberlinge tut, indes der Käufer doppelt lacht und künftig deutsche Meinung macht.

So kriegt der Deutsche sein Püree mit noch mehr Schund aus Übersee, dann zieht auch er als Pudel gern in jeden Krieg für fremde Herrn.

Pannonicus